Helv.
167

Bern

Helv. 167

Bern

wie es war —

ist —

und seyn wird.

1798.

Vom Helfer Mairkin. | Mußakes. |

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Man macht seit einiger Zeit so viel Aufhebens von der, durch die neue Constitution uns gegebenen Preßfreyheit — Ich sehe, daß Leute, die ehemals in einem ganz andern Tone redeten und schrieben, sich derselben bis zur Undanks- und Ungerechtigkeitsfreyheit bedienen; daß sie nicht erröthen, zu beleidigen und wehe zu thun, denen, vor welchen sie einst in tiefer Demuth dastanden, die sich aber jetzt weder vertheidigen noch entschuldigen dörfen. Warum sollte denn nicht auch ich frey geworden seyn, auch meine Ansicht der Dinge, meine Erfahrungen, Beobachtungen und Ueberzeugungen meiner Mitwelt, und, wenn Glück dabey ist, auch meiner Nachwelt mitzutheilen, damit auch sie es wisse, wie einst das zerstörte, zerfallene Bern in den Tagen seiner schönsten Blüthe ausgesehen habe, und was für Würkungen die Tyrannie, unter welcher es geseufzet haben soll, auf die Bewohner desselben, und auf die, seiner Herrschaft unterworfen gewesene Landschaft gehabt haben möge. Ist man

doch jedem Einzelnen, wenn er unschuldig angegriffen, oder unverhältnißmäßig strenge beurtheilt wird, Gerechtigkeit und Vertheidigung schuldig; warum denn nicht auch einem ganzen Corps, oder einem auf diesem Fusse behandelten Publikum? Ob aber der Verfasser dieser Schrift ein competenter Beobachter und unpartheyischer Beurtheiler von Berns ehemaligem inneren Zustande sey, wird sich aus ihr selbst am zuverläßigsten entscheiden lassen.

Ich will dabey anfangen, von ihm zuerst alles Böse, sonderlich das was zu seinem Sturze beytruge, zu sagen; alles was ich durch langjährige Beobachtung von ihm weiß. Aber denn wird es mir doch wohl unbenommen seyn, auch das Gute daneben zu setzen, das eben so unläugbar wahr als jenes ist.

Berns Fall datiert sich, was die innern Ursachen desselben betrift, nach meiner Ueberzeugung von jenem Tage, da der unglückliche Anzug: Jedem Regimentsfähigen Bürger von Bern das Von frey zu geben, obschon, wo ich nicht irre, mit einer sehr kleinen Mehrheit der Stimmen, durchgienge. Denn dadurch mußte man nothwendig zwey Klassen von Leuten empfindlich beleidigen: erstlich diejenige Classe der regimentsfähigen Bürger, welche wegen Mangel an Geld oder Credit zu keinen Zeiten an die Regierungsstellen Anspruch machen durften. Diese mußten

dadurch auf die Gedanken gebracht werden, daß man ihnen durch dieses, sich zu ihren unbedeutenden Familiennamen gar nicht schicken wollende Von, Hohn sprechen wolle; und zweytens, diejenige grosse Klasse der Nichtbürger (sowohl der in der Hauptstadt und den Landstädten, als der ehrgeitzigen Landbauern), welche in dieser nagelneuen Adelung einen sehr beleidigenden Beweis des Bernerstolzes, mithin der Verachtung zu sehen glaubten, welche dadurch auf alle Namen und Familien ohne Von fallen würde. Dies war so leicht, samt seinen Folgen, vorauszusehen; es war so unmöglich, daß dies der Einsicht und Klugheit des Tribunals habe entgehen können; es war so offenbar, daß dies Dekret nur im Paroxismus eines politischen Deliriums habe durchgesetzt werden können, daß es schon damals Männer gabe, welche dies für die erste Losung unseres Unterganges, und für einen ersten Schritt hielten, der mehrere ihm ähnliche nach sich ziehen, mithin die Erwahrung jenes Sprichwortes desto schneller herbeyführen würden: Hochmuth kömmt vor dem Fall. Doch waren nicht mehr als 15 Regierungsfamilien, die sich durch dies Wort blenden liessen, es ihrem Namen vorsetzten, und sich um dieses elenden und kleinlichen Vorzugs willen der Gefahr, sich gänzlich zu depopularisieren, mit einer Sorglosigkeit aussetzten, die nahe an gänzliche Geringschätzung des doch so gar nicht verächtlichen Gemeinurtheils

gränzte, die so weit gieng, es diejenigen empfinden zu lassen, die sich auf Adressen oder im Cameralstyl nicht sogleich an dies ungewohnte Vorwort gewöhnen konnten. Einer der Beweggründe seiner Annahme scheint, neben der Begierde, sich von, gleichen Namen führenden, Landleuten, oder Seitenzweigen des nemlichen Hauptstammes, zu unterscheiden, die überkluge Furcht gewesen zu seyn, seiner Familie, in ferner Zukunft vielleicht, durch die Nichtannahme zu schaden, und der, allfällig den Von-Familien in der Folge ausschließlich zufallenden, Vortheilen verlürstig zu werden.

Dem sey wie ihm wolle; gewiß ist, daß sich die Bernerregierung dadurch im Auslande sehr lächerlich, und im Innlande, besonders in der Waadt, wegen dem daraus hervorleuchtenden Stolze noch verhaßter gemacht hat, als sie es je zuvor gewesen war.

Diese Sorglosigkeit über die Würkungen des Lächerlich- oder Verhaßtwerdens, und dieses Wegsetzen über das Urtheil des Publikums, wurde von diesem Zeitraume an immer sichtbarer, besonders aber und am auffallendsten in den, auf Moralität und Volksstimme gar keine Rücksicht mehr nehmenden, Erwählungen in den Senat, wo es doch in den letztern Jahrzehenden schlechterdings nur auf den Namen und auf starke Verwandtschaft oder auf Versprechungen die sich auf die nächste oder wohl gar zweytnächste Burgernbesatzung be-

zogen, anzukommen schien; gleichviel, ob der Mann dem wichtigsten Posten im Staate, dem eines Heimlichers, gewachsen oder nicht gewachsen sey. Da fast alle Senatsgeschäfte durch die Hände der beyden Heimlicher gehen mußten, so konnte diese auf Verdienste ganz keine Rücksicht nehmende Art, so wichtige Plätze zu vergeben, dem Lande weder gleichgültig seyn, noch ihme eine hohe Meynung von der väterlichen Fürsorge der Wählenden für sein wahres Bestes beybringen; sondern dies mußte nothwendig ganz in der Stille ihren Credit untergraben. Es mußte auffallen, daß es den Wählenden nicht entgehen könne, wie das Volk über diese Wahlen urtheilen würde; es mußte folglich dasselbe gewaltig stossen, zu bemerken, wie wenig man sich um sein Urtheil darüber bekümmere.

Indessen dies, verbunden mit dem neuen Von, so im Stillen fortwürkte, hatte sich der Brand an der Münze ereignet, der ach! eine böse Vorbedeutung für das gute alte Rathhaus war, über dessen ehrwürdigen Giebel das Feuer schon seine leckenden Flammen zusammengeschlagen hatte, so daß es nicht anders als durch die größten Anstrengungen gerettet werden konnte. Hier erhielte der Bernerstolz ganz unerwartet einen neuen Spielraum. Die Nothwendigkeit eine neue Münzstatt zu bauen, erzeugte die Frage: Wo? — und da man den alten Platz zu enge und dem Rathhause zu gefährlich fand, so entstand der Gedanke: die Brandstätte

samt noch zwey benachbarten, etwas vom Feuer beschädigten Häusern, zu schleifen; und durch einen fremden Baumeister und fremde Arbeitsleute eine Terrasse von solcher Solidität bauen zu lassen, daß sie einen prächtigen, am Platz des alten unansehnlichen Rathhauses zu bauenden, Nationalpallast zu tragen vermöge, der auch von dem bescheidenern Theile der Regierungsglieder nur mit genauer Noth erwehret werden konnte. Indessen hatte die Terrasse über ihre 100,000 Cronen gekostet, und steht nun ganz unbrauchbar da. Dieser ganze Operationsplan trug auch das Seine bey, den Stolz Berns, und seinen königlichen Reichthum, den Augen inn- und ausländischer Beobachter ziemlich nackend darzustellen.

Dieses Großthun mit seinem Reichthum war würklich ein großer, und in allem was man that, sichtbarer Fehler der Berner. Auf Gesandtschaften, auf Tagsatzungen, auf Zollreisen, auf Holzaugenscheinen, bey allen Ehrenanläßen ward auf Kosten der Regierung kein Geld gespart, und ein Aufwand gemacht, der gegen die Oekonomie der andern Cantone, auf eine für dieselben sehr demüthigende und Neid erregende Weise, abstache. Freylich war der Finanzzustand deß Cantons so, daß er es vermochte: freylich erforderte es die Gerechtigkeit, durch dergleichen Ausfluß-Canäle das Geld wieder unter die erwerbende Classe zu bringen, und es so dem Lande wieder zu geben. Aber dieser Aufwand

unterließ dennoch nicht, bey den Eidgenossen Streit, und bey den Fremden Staunen zu erregen.

Diese überspannte Meynung von Berns Reichthum wurde daneben noch durch andere Ursachen genährt und erhöht, deren einige noch hier anzuführen nicht unterlassen werden kann: nemlich der Geldaufwand der Berner-Partikularen bey allen öffentlichen Gelegenheiten, und der Luxus ihrer Landvögte.

Ueberall wo sich der Berner öffentlich zeigte, oder zeigen mußte, affektierte er eine Ueberfülle des Geldes. Auf Reisen, in Wirthshäusern, bey Anschaffung von Mobilien, bey Verzierung seiner Landhäuser, beym Spiele, bey offentlichen Lustbarkeiten, ward kein Geld geschont; und was am meisten kostete, war das liebste. Dies beweisen die von Jahr zu Jahr von den Handelsleuten stärker besuchten, zwey Bernmessen, von welchen sie nie ohne beträchtlichen Gewinn zurückzukehren pflegten. In dieser Meynung von Berns Reichthum wurden die Fremden auch durch die nette Ansicht der Stadt selbst bestärkt, die, obschon ohne einen einzigen Pallast, dennoch durch ihre Sauberkeit, durch das zufriedene Aussehen ihrer Bewohner, durch die Nettigkeit ihrer Kleidung im Ganzen, durch die edle Simplicität ihres Hausgeräthes, durch ihre Höflichkeit gegen Fremde, durch ihre drey Tische, wenn sie einen derselben bewirtheten, durch die Menge und den Ueberfluß fremder Weine und Liqueurs, den

Begriff von großem Wohlstand um so mehr erweken mußten, da man dies alles zu Basel und Zürich, die doch für reich bekannt waren, bey weitem nicht in solchem Grade fande. Diesen Begriff nahmen vorzüglich die, hier unglüklicher Weise so zahlreich, so wohl und lange gelittenen, Emigranten, mit sich nach Frankreich zurücke. Sie schlossen, unrichtig genug, von dem was sie gesehen, auf das was sie nicht gesehen hatten; sie schlossen von den, in der That sehr beträchtlichen wohlthätigen Unterstützungen, von den ihnen gegebenen Mahlzeiten, bey welchen der gute Ton es erforderte, zu thun, als hätte man sich nicht für sie in Kosten gesetzt; und von dem müßigen und arbeitscheuen Leben, das sie ihre hiesigen Bekannten beyderley Geschlechts führen sahen, auf großen Reichthum; wodurch sie noch durch den unglaublichen Mißverstand bestärkt wurden, daß sie die Capitalsumme deß Vermögens mit der Summe des jährlichen Einkommens verwechselten, und z. B. für bekannt annahmen, daß, wenn sie von einem Manne hörten, er besitze 100,000 L. sie das von seinen jährlichen Revenüen auslegten, weil sie dieser Art des Ausdrucks von Jugend an so gewohnt waren. Sie hatten keinen Begriff davon, daß man an Fremde, ganze und mehrere Louis-d'ors wegschenken könne, ohne sehr reich zu seyn; und sahen denn die innere Oekonomie, selbst reicher Häuser, und ihre frugalen Mahlzeiten, wenn sie blos unter sich lebten, nicht. Daher der über-

große Begriff deß Auslandes von Berns Reichthum, der aber auch durch den Aufwand seiner Landvögte unglücklicher Weise seine volle Bestätigung erhielte.

Gutgemeynt, um nemlich dem Souverain, den sie repräsentierten, Ehre zu machen; aber im höchsten Grade unpolitisch, war die Pracht, die viele Landvögte, besonders in der Waadt, zur Schau stellten: eine zahlreiche Dienerschaft in kostbaren Livreyen, Staatswagen und Cabriolets, vier prächtige Pferdte, offene Tafel, Silbergeschirr in Menge. Das stach gewaltig, zwar nicht gegen die waadtländischen Edelleute, hinter denen doch der Landvogt nicht zurück bleiben dorfte, wohl aber gegen ihre übrigen Amtsangehörigen, und gegen die so ganz burgerlich lebenden Landvögte der andern Cantone ab; und berechtigte zu dem natürlichen Schlusse: daß die Summe, die sie auf diese Weise jährlich verbrauchten, doch vernünftiger Weise ein nur sehr kleiner Theil deß Produkts ihrer Einnahme seyn müsse, die nach dieser Voraussetzung denn auch enorm übertrieben herauskommen mußte. Allein man verfehlte bey dieser Berechnung gänzlich die wahre Basis, auf welche sie gegründet werden muß. Ich will die meinige hier dem Publikum Preiß geben, und ihre Richtigkeit verbürgen: Ich nehme zum Maasstabe für alle andern das Stiftamt in Bern an, zu welchem man gewöhnlich, weil es eines der besten ist, nicht vor dem 20sten Regierungs, folglich im Durchschnitte nicht vor dem

53sten Lebensjahre zu gelangen hoffen konnte. Man nehme das jährliche Einkommen dieser Vogtey 20000 Pfund an, so giebt dies ein übergros scheinendes Einkommen von 120,000 Pf. in 6 Jahren. Dagegen ziehe man ab: 1) Die für gewisse Aemter auferlegte Abgaben, und Ankauf deß für ein solches Haus nöthigen Hausgeräthes, nicht zu hoch angesezte Summe der Pf. 8000. 2) Man rechne ihm, um standesmäßig zu leben jährlich mehr nicht als Pf. 6000 an, so kommt von jenen 120,000 Pf. ein Abzug von Pf. 44,000 heraus. Bleibt also dem Stiftschaffner netto Pf. 76000 übrig. Dieß scheint nun eine enorme Besoldung für sechs Amtsjahre zu seyn. Aber man berechne nun auch, wie lange dieser Mann dafür dem Staate ohne alle Besoldung gedienet hatte *): 1) Ich nehme an,

*) Ich will annehmen, er habe als Sekretair einer Kammer, was gewöhnlich geschehen ist, eine jährliche Gratifikation bezogen von Cr. 80, so kostete er doch seinen Vater, oder sich selber für Kost, Kleidung und andere Ausgaben, Cr. 220, in 15 Jahren also Pf. 11000. Ich will ferners annehmen, daß er der wenigen Glücklichen einer gewesen sey, die einen sogenannten Vorposten, wie z. B. Gerichtschreiber, Großweibel, Ohmgeltner bekommen, und will den Ertrag desselben auf Pf. 18000 in sechs Jahren ansezen; durch welche beyde seltene und nur Wenigen bescherte glükliche Umstände die abzuziehende Summe um Pf. 21000 vermindert, und das Facit der ganzen Rechnung nur so weit verändert wird, daß ihm nach Abzug aller Vorschüsse vom Stiftamt ein Beneficium von Pf. 2000 übrig bleibt.

daß er, wie es meist der Fall war, durch die Büreaus sich den Weg in die Regierung gebahnt habe; so mußte er also darinn vom 18ten Jahre biß zu seiner Erwählung, also ungefehr 15 Jahre lang umsonst dienen. Indessen mußte er doch leben; dafür seze ich jährlich nur Cr. 300, die er doch wohl als Commis in einer Handlung, oder als Notar, oder auch als Handwerker sehr leicht würde verdient haben; folglich hat er schon hier auf sein Amt vorgeschossen Pf. 15000, ohne die davon verlohrnen Zinse in Rechnung zu bringen. Diese von obigen Pf. 76,000 abgezogen, bleiben 61,000 Pf. Nun lasse ich ihn aber erst 33 Jahr alt seyn, als er in die Regierung trate; ich lasse ihn, wie es oft der Fall war, heyrathen, damit er auf Aemter ziehen könne; ich muß ihn also zur Unterhaltung seines Hauswesens jährlich wenigstens 4000 Pf. verbrauchen lassen, die er entweder aus seinem Vermögen zuschiessen, oder auf das zu erwartende Amt entlehnen, indeß aber dem Staate umsonst dienen mußte; dieß giebt in 20 Jahren Pf. 80,000; die er dem Stiftamte vorgeschossen, die er bey einer andern Begangenschaft nicht verbraucht, sondern zu der er in diesen 20 Jahren noch ein Beträchtliches würde zugelegt haben. Das Amt bleibt ihm also netto 19,000 Pf. ausher schuldig. Jetzt trittet er aber im 59sten Lebensjahre wieder in den einkommenslosen Stand eines blossen Regierungsgliedes zurücke, und muß nun aus dem Produkt seines Amts samt

seiner Familie zehren, biß an sein Ende. Wo bleibt nun die so allgemein beneidete Fortun der ehmaligen Berner-Landvögte? Man widerlege mich aritmetisch wenn man kann. Das, daß man sich so gierig zu diesen Stellen drängte, widerlegt mich nicht. Es beweißt nur, daß man nicht rechnete; daß Ehre vielen über Geld war; daß man auf ein frühes Amt hoffte, und daß man wohl bemittelt seyn mußte, wenn man bey diesem Berufe sich und sein Haus nicht, wie es so oft der Fall war, ruinieren wollte. Weit gefehlt also, daß der jetzt so übel verschriene Oligarchißmus für die Bürgerschaft von Bern im Ganzen genommen, ein Unglück oder eine Ungerechtigkeit gewesen wäre, so war es zuverläßig für die mehresten Bürger ein wahres Glück, daß sie von dieser anlockenden Lotterie entfernt geblieben sind, in welcher so mancher, in Hoffnung eines guten Looses, sein ganzes Vermögen eingebüßt haben würde.

Was aber den Aufwand der Landvögte betrift, über den man jetzt so unwillig thut, so ist nur dieß darüber zu bemerken: daß sie sowohl von ihren Constituenten, als aber besonders von ihren damaligen Untergebenen, sehr nachtheilig würden beurtheilt worden seyn, wenn sie ihren Stellen weniger Ehre gemacht, alles in ihre Tasche gesteckt, und als simple Bürger, oder, welches in dieser Lage synonim gewesen wäre, als Geizhälse gelebt hätten. Indessen erregten doch diese Stellen den Neid aller de-

rer, die an Geld= oder Ehrsucht krank, es für eine himmelschreyende Ungerechtigkeit hielten, durch die Landes=Constitution oder durch die Oligarchie davon ausgeschlossen zu seyn; und beyde sahen nun in der Stille dem Umsturz einer ihnen so ungünstigen Ordnung der Dinge entgegen; beyde sowohl die regimentsfähige Bürgerschaft von Bern, als die ganze Menge der sowohl in der Stadt wohnenden, als im ganzen Lande zerstreuten Nichtbürger, deren Unwille sowohl die Regierungs=Familien, jetzt Oligarchen genennt, als die, so viele einträgliche Bedienungen ausschließlich bekleidende, Bürgerschaft von Bern, zum zweyfachen Gegenstand hatte, und den sie durch blosse Verbesserung der oligarchischen Mißbräuche, welche doch nur der Bernerischen Bürgerschaft zu gut gekommen wäre, nicht befriedigen konnten; sondern der gebieterisch den Umsturz der ganzen aristokratischen Regierungsverfassung forderte. Hieraus wirds klar, warum weder die Bürgerschaft mit dem Dekret, das die vollzählige Regierung aus 76 Familien bestehen machte, noch das Land mit dem Dekret, betreffend die Bürgerannahme, zufrieden war; weil keine dieser beyden klagbaren Partheyen für ihre Wünsche hierinn die hinlängliche Befriedigung fand.

Was insbesondere die Bürgerschaft gegen die Regierung erkältete, war die Art wie diese, die den Bürgern ausschließlich zugeeigneten Bedienungen zu vergeben pflegte. Sie, die Bürgerschaft glaubte

nemlich zu bemerken: daß diese Stellen fast eben so ausschließlich als die Regierungsstellen bloß an die Bluts- oder auch nur an die Nahmensverwandten der Regierungsglieder vergeben zu werden pflegten; und daß kein sogenannter gemeiner Bürger, oder doch nur äusserst selten, zu einer ehrenhaften Stelle durchdringen könne. Sie klagten über den Stolz mit dem man sie zurückweise; über eine gewisse Verwunderung, daß sie sich neben ihrem patricischen Mitprätendenten nur zu stellen erkühnten, und über eine gewisse, gar nicht mehr verhohlene Geringschätzung des Bürgerstandes, den man systematisch in planmäßiger Niedrigkeit zu erhalten, und ihm alle Hülfsquellen des Emporkommens abzuschneiden, suche. Man glaubte seit Ao. 1749, einen systematischen Plan zu bemerken, die Bürgerschaft in einer gewissen Niedrigkeit und Abhängigkeit von Gutthaten der Regierung zu erhalten; und erklärte sich aus dieser Voraussetzung manches was wohl gar nicht damit im Zusammeuhang stehen möchte; z.B. die so vielen Fremden zum Nachtheil der Bürger bewilligte Handlungs- und Handwerks-Freyheit, und die vielen, so ziemlich den Landmann zum Nachtheil des Städters begünstigenden Schritte oder Zulassungen der Regierung. Aus diesem allem muste sich nothwendig, selbst bey dieser privilegierten Bürger-Classe, der geheime Wunsch nach einer andern, aber wohl bemerkt: nur ihre Höhern demüthigenden, und

dieselben zu ihren Gunsten einschränkenden Ordnung der Dinge, die aber ihren bürgerlichen Privilegien nicht zu nahe treten dörfe, entwikeln.

Ganz anders aber sahen es die Bürger der Landstädte, und die Zeitungslustigen Landbürger an. Ihnen war mit der Verbesserung des Zustandes der Berner-Bürger, die sie darum ganz unverholen beneideten, nicht geholfen. Sie wollten auch Landvögte, Landschreiber, u. dgl. werden, wollten auch regieren, auch ohne Mühe reich werden; und diesem allem stand die leidige aristokratische Verfassung im Wege, über die sie weiter nichts als dies zu klagen hatten: daß sie ihnen den Zutritt zu Macht und arbeitloser Versorgung versperre. Uebrigens war nur eine Stimme: daß unsere aristokratische Regierung das Land überaus glücklich mache; daß, wer arbeiten wolle, unter derselben seines Auskommens gewiß sey; und daß sie sich durch königliche Wohlthätigkeit und durch die unbestechbarste Gerechtigkeit auszeichne!

Ich bin zwar nicht in einer Lage, bestimmt die Summen hersetzen zu können, die jährlich durch unsere alte Regierung im ganzen Lande ausgetheilt worden sind. Aber ich bin versichert, daß sie, eher mehr als weniger, eine halbe Million Bernpfund unter allen möglichen Gestalten und Titeln ausgetheilt haben wird. Was sie gethan hat, wird man erst jetzt fühlen, da von dieser Art nichts, oder

äusserst wenig mehr, gethan werden kann und wird. Von Mandach bis nach Copet, und von Leerau bis nach Oberhasle war kein Armer, kein Unglücklicher der ihre Wohlthätigkeit nicht erfahren hätte, wenn er derselben nicht ganz unwürdig war. Und doch giebt es Leute, die behaupten, daß sie mehr hätte thun, und anstatt einen so großen Schatz an Geld und Korn zu sammeln, ihren Ueberfluß auf Stadt und Land hätte vertheilen sollen. Wahr ist, man hätte von beyden zum Theil einen bessern Gebrauch machen, mit jenem z. B. die Schulen, sonderlich auf dem Lande, verbessern, und dadurch der Sittlichkeit und dem Staate unaussprechlich wohl thun können. Aber es waren immer Leute am Staatsruder, Gott möge es ihnen vergeben haben! Die glaubten: es sey politisch besser, das Volk in einer gewissen Dummheit zu erhalten, als etwas zu seiner Aufklärung zu thun; und die alle vom Predigerstande darüber eingegebenen Bitten und Vorschläge zu unterdrucken wußten; der es wohl einsahe, daß sich die weltliche Aufklärung so nicht hintertreiben lasse; daß man diese ihren Gang müsse gehen lassen, und daß sie durch kein anderes Mittel als nur durch ihre Verbindung mit der religiosen Aufklärungen unschädlich gemacht werden könne; aber das wollte man nicht begreifen. Eben so hätte durch den Verkauf des sogenannten Kriegsvorrathes vielleicht die lezte Theurung, wo nicht ganz doch großentheils, gehindert werden können, wenn man

nicht so ängstlich an diesem Heiligthume gehangen hätte, das doch immer gegen die Kraft, der man dadurch entgegen streben wollte, übel berechnet war; wie es denn die lezten Erfahrungen deutlich genug bewiesen haben. Dies zugegeben; so bleibt es dennoch ewig wahr: daß der ausgezeichnete Charakter der bernerischen Regierung eine uneingeschränkte, fürstliche Wohlthätigkeit war, die sich auf alle, Bürger und Nichtbürger, Landeskinder und Fremde, erstrekte, und von der nur eine Classe ausgeschlossen war, nemlich sie selbst. Die Regierung hatte nemlich eine Menge gar nicht bemittelter Mitglieder. Wer hätte nun sie darüber zur Rechenschaft ziehen können, wenn sie von dem jährlichen Ueberschusse der Staatseinkünfte, anstatt ihn hinter Schloß und Riegel zu legen, ihren dürftigen Mitgliedern ausgetheilt, und sich selbst dabey nicht vergessen hätten. Daß das aber nicht geschehen seyn müsse, obschon es so sehr leicht, und so geheim hätte geschehen können, beweiset der Reichthum des vorgefundenen, ganz in der Disposition der Regierung gestandenen Schatzes, verglichen mit der Mittellosigkeit einer sehr beträchtlichen Anzahl ihrer Mitglieder. Wenn je etwas zum Lobe einer Regierung zeuget, so ist es dieses: Sie gaben allen, als nur sich selbst nicht. Wer meint: daß sie noch mehr hätten geben sollen, der scheint nicht bedenken zu wollen, daß sie dadurch den ohnehin schon

zu starken Hang zum Müßiggang nur noch mehr begünstiget haben würden.

Es wäre Ungerechtigkeit, hier nur der Wohlthätigkeit der Regierung und nicht auch der der bernerischen Reichen überhaupt zu gedenken, die verhältnißmäßig hinter jener nicht im geringsten zurücke blieben.

Der zahllosen Almosen, welche der Polizey zum Troz ganze Schwärme von Bettlern und von arbeitscheuen oder zur Arbeit unfähigen Leuten nach der Stadt lockten, nicht zu gedenken, will ich nur der Leichtigkeit erwähnen, die jeder Menschenfreund hier fand, wenn er für einen Unglücklichen oder für eine wohlthätige Armenanstalt Beyträge suchte. Von beidem weis ich eine Menge Beyspiele, die in der Schilderung Berns, wie es vor der Revolution war, ihre Stelle verdienen. Ein Geistlicher hatte Geld nöthig, um einen ganz armen Knaben, der aber ein ausgezeichnetes Talent zum Zeichnen und zur Mahlerey zeigte, zu einem geschickten Künstler in die Lehre zu thun, und fand sogleich Subscriptionen genug für jährliche Cr. 70, die vier Jahre lang richtig und willig bezahlt wurden. Der Gleiche fand jährliche Cr. 30, um zwey unerzogene Kinder bey einem Bauer zu vertischgelten. Der Gleiche fand für die Erziehung eines talentvollen Mädchens jährliche Cr. 92, vier Jahre lang. Und dies alles bey Frauen, die ohne Anstand einwilligten, sobald er sie für so etwas um

Unterstützung hat. Zur Zeit der Revolution existierte eine Spinnergesellschaft, die jährlich über tausend Thaler zusammenschosse, um den Armen Arbeit und selbstverdientes Brod zu verschaffen. Wobey zu bemerken ist, daß die Aufsicht und Verwaltung dieser sehr ins Kleinliche, Beschwerliche und Verdrießliche gehenden Anstalt von einem freywilligen Ausschusse von Frauen von Stande unentgeldlich besorget, alles aber was bezahlt wurde, bürgerlichen Frauen übergeben war.

Noch eine herrliche Anstalt ward zerstört, die von 174 Subscribenten errichtet, mittelst der zusammengeschossenen Summe von Cr. 2914, sechzig arme Familien, und wohlbemerkt: lauter nichtbürgerliche Familien besteuerte; von welcher sich die Administrationskosten nicht höher als auf Cr. 11. 1 bz. beliefen.

Ich könnte von der bernerischen Wohlthätigkeit auch die Emigranten zu Zeugen anführen, denen man, nicht weil sie Emigranten, sondern weil sie Menschen waren, so viel Gutes erwiesen hat, und deren viele es uns jetzt mit dem schwärzesten Undanke erwiedert haben. Die in Landeron, Neuenburgergebiets, so elend lebenden ungeschwornen Priester werden bezeugen können, wie wahrhaft christlich sie von den Geistlichen unseres Landes, oder durch den Canal derselben, zu Rettung ihres Lebens besteuert worden seyen.

Als die Gefahr des Krieges immer grösser zu

werden anfieng, so that sich eine Gesellschaft von 180 Frauen aus allen Ständen zusammen, um für die armen Soldaten Hemder und Strümpfe zu verarbeiten, wozu sie, die Materialien ungerechnet, bis auf Cr. 1600 Beisteuern an baarem Gelde erhalten hatten.

Dies ist der Gebrauch, den die Berner-Aristokraten von ihrem Ueberflusse machten; dies sind die Tyrannen, die man durch Armuth zu bestrafen berechtiget zu seyn glaubt, und über deren Erniedrigung so mancher der ganz oder zum Theil von ihrer Wohlthätigkeit lebte, zu triumphieren nicht erröthet!!!

Zur Schilderung Berns wie es war, gehört endlich noch die Weisheit und Unbestechbarkeit seiner Regierung. Daß dieselbe in ihrem letztern Betragen gegen die französische Nation einen unrechten Pfad verfolget habe, scheint durch den Ausgang erwiesen zu seyn. Im Ganzen aber berufe ich mich auf das Urtheil des, in solchen Dingen competentesten Richters, nemlich Friedrichs des Einzigen, welcher der Bernerregierung das Lob einer seltenen Weisheit und Würde in allen ihren politischen Verhandlungen beygelegt hat. Uebrigens ist es leichter eine, in so gewaltigen Stürmen zu handeln genöthigte, Regierung hintennach zu tadeln, als es besser zu machen.

Aber über ihre Gerechtigkeit sowohl, als über ihre Milde in Bestrafung der Verbrechen ist doch

nur eine Stimme. Und zwar rede ich hier nicht nur vom souverainen und täglichen Rathe, sondern von allen aus Gliedern derselben bestehenden Gerichtsstellen. So sehr es bey Besetzung der Aemter auf Gunst und Protektion ankame, so gar nicht ward hingegen bey Administration der Gerechtigkeit hierauf Rücksicht genommen. Man konnte nicht nur sicher seyn, seine gerechte Sache auch gegen den Schultheissen selbst, sondern sogar gegen die Obrigkeit zu gewinnen, die sich selber sehr oft, und wenn die Streitfrage nur einigermassen zweifelhaft war, immer selbst zu verfällen pflegte. Von Bestechbarkeit der Richter war so gar keine Frage, daß nur der blosse leiseste Versuch dazu das gewisseste Mittel gewesen wäre, seinen Prozeß zu verlieren, und nicht nur mit seinem Gesuche abgewiesen zu werden, sondern in die härteste Strafe zu verfallen.

So gerecht die Regierung von Bern in Rechtssachen war, so gelinde war sie hingegen im Strafen. Freylich strafte sie auch bisweilen am Leben, aber doch nur im Falle von Mord oder mörderischen Angriffen, auch bisweilen in Fällen unverbesserlicher Dieberey. In ihrem Schellenwerk wurden bey sehr menschlich abgemessener Arbeit eine Menge Verbrecher beyderley Geschlechts ernähret, die in der ganzen übrigen Schweiz mit dem Tode bestraft worden wären. Auch unterliessen es auswärts inhaftierte Verbrecher, die in dem Can-

ton Bern irgend etwas Strafwürdiges begangen hatten, niemals, dies ihren Richtern in der Hoffnung, dahin ausgeliefert und da beurtheilt zu werden, anzuzeigen.

So wehe es mir thut, so gehört es doch zur Schilderung Berns vor der Revolution, und ich bin es mithin der Wahrheit schuldig, von verschiedenen hier herrschenden, und zu seinem Verfalle nicht wenig beitragenden, Lastern zu reden, unter denen die Verachtung aller Keuschheitsgesetze den ersten Rang verdient. Ich rede nicht von den Frauen und Töchtern der gebildetern Stände. Unter diesen waren die Sitten in diesem Stücke vielleicht zu keiner Zeit untadelhafter, als eben jetzt, da die Unsittlichkeit des männlichen, und die des weiblichen Geschlechts aus der untersten Classe, ihre höchste Höhe erreichet hatte. Durch ihr Alter und durch ihre Staatswürden ehrwürdig seynsollende Männer, machten sich kein Bedenken, nicht nur Maitressen in oder ausser ihrem Hause zu halten, welches beynahe zur Mode und ein wesentliches Erforderniß eines Mannes vom guten Tone geworden zu seyn schien; sondern sie schämten sich sogar nicht mehr, sich in bekannten H.... winkeln betreten zu lassen. Die Sittenlosigkeit gieng so weit, daß junge Mädchen von 12 bis 15 Jahren in Menge zu diesem schändlichen Erwerb, oft selbst von ihren eigenen Müttern, abgerichtet wurden; und man war sich dieses Lasters

so gewohnt, daß bey Heyrathen, bey Beförderung in den kleinen und grossen Rath, und bey Besetzung einträglicher Aemter, auf Sittlichkeit und gute Aufführung gänzlich keine Rücksicht genommen zu werden pflegte; ja man durfte sichs nicht einmal mehr merken lassen, daß man hierauf einiges Gewicht setze, weil man der schnippischen Gegenantwort gewiß seyn konnte: "Freylich, es wäre besser, „ wenn er diesen Fehler nicht hätte; aber wo will „ man, was das anbetrifft, einen Bessern finden? „ er kann daneben doch ein braver, ehrlicher „ Mensch seyn. „ Die, bisweilen aus solchen Beysitzern bestehenden, Tribunale, denen die Aufsicht über die Sitten, und über die Reinigung der Stadt von schlechtem Gesindel, übergeben war, sahen entweder ihm oder sich untereinander durch die Finger, oder die Bessern wurden durch die Schlechtern übermehret, bis sie endlich des vergeblichen Schwimmens wider den Strom müde, völlig aufhörten, demselben entgegen zu streben. So daß in den letzten Tagen unserer alten Existenz, Bern in dieser Rücksicht nach Verhältniß ihrer Grösse die verdorbenste Stadt im deutschen Europa gewesen seyn mag.

Aber zugleich vielleicht auch die, wo der Müssiggang im Ganzen am meisten zu Hause gewesen ist; und dies in allen Classen des Volks. Wer noch am meisten arbeitete, waren die Glieder des täglichen Rathes, die vom Morgen um

6 oder 7 Uhr an, oft bis Abends um 5 bis 6, vor Rath und in den Tribunalien, die sie präsidierten, arbeiteten; alldieweil viele Mitglieder des grossen Raths, wenn ihnen nicht bey Eyden geboten ward, sich nicht einmal in den Rathssitzungen einfanden; für die, so sie von Amtswegen zu sprechen hatten, fast nie zu Hause waren; sich durch ihre, dazu abgerichteten, Dienstent verleugnen liessen, oder zu allen Stunden des Tages ihre Langeweile in den öffentlichen Gesellschaftshäusern mit Lesen der Zeitungen oder mit Plaudern zu vertreiben pflegten.

So auch ihre Söhne, die, wenn sie einer Nomination gewiß, oder doch beynahe gewiß zu seyn glaubten, das wahre Bild des personificierten Müssigganges vorstellten. Sobald sie unter den Händen des Perrüquiers (denn der wurde, ungeacht der abgestutzten Haare, noch immerfort gehalten,) weg waren, so fand man sie zu halben Dutzenden schon Vormittags in den Arkaden und an den Ausgängen derselben versammelt, wo sie mit einander von den Neuigkeiten des Tages plauderten, und, jeder Weibsperson starr ins Gesicht sehend, jeden Vorübergehenden die Musterung paßieren liessen, bis sie die Stunde des Mittagsmahles nach Hause rief. Sich mit den Geschäften und Grundsätzen der Regierung bekannt zu machen; die Landesgesetze, die väterländische Geschichte, die eidgenößischen Verhältnisse und Bünde, die Schicksale und Thaten alter Republiken u. s. w. zu studieren, und

sich so auf ihren künftigen Beruf als Gesetzgeber und Richter vorzubereiten — dies kam den Wenigsten in den Sinn. "Ich habe eine Nomination," dachte der junge Patricier, oder: "ich bin reich
„ genug, eine Barettlitochter zu heyrathen;
„ was soll ich mich lange mit studieren plagen —
„ dies hilft ja zu nichts. Ich will denn das, was
„ man wissen muß, schon nachholen; es giebt ja
„ Rathsglieder und Landvögte die Menge, die
„ nicht viel wissen, und ihre Sachen doch nicht
„ übel machen, u. s. w. „ So wuchsen sie denn auf; und waren sie einmal im grossen Rathe, so war an regel- und zweckmäßiges Lesen und Studieren noch weniger zu denken. Zufrieden, wenn sie einmal den Schlendrian ergriffen hatten, fanden sie sich maschienenmäßig in den Versammlungen ein, blieben aber davon weg, so oft sie es mit einigem Vorwande thun konnten; verlebten den Sommer auf ihren Landhäusern, liessen die Geschäfte gehen wie sie wollten, mochtens wohl leiden, daß Andere mittlerweile sich fast zu Tode arbeiteten; und unter allen Tagen ihres Magistratjahres war keiner ihnen wichtig, als der Donstag nach Ostern, wo man auf Aemter und Vogteyen zog, und wo der Unwissendste, Unsittlichste und Unwürdigste durch das Loos zum sechsjährigen Verwalter über das bürgerliche Glück von vielen oder doch mehrern tausend Menschen erhoben werden konnte. Je ungeschickter nun der neue Landvogt

war, desto grösser war die geheime Freude derer, welche ihn eben darum ganz von sich und von ihren Berichten abhängig machen zu können versichert waren; woran aber manchem Landvogt auch nicht sonderlich viel gelegen war, insofern die Sachen nur giengen, und das Einkommen, das zu beziehen er eigentlich gekommen war, reichlich ausfiele; denn das übrige alles war blosse Nebensache. Daß aber diese Schilderung bey weitem nicht auf alle passe, noch auf alle passen weder solle noch könne, ist aus dem blühenden Zustande des Landes klar, das unter vielen, und auf einander folgenden schlechten Landvögten, unmöglich zu dem Flor hätte emporsteigen können, in dessen Besitz es die Revolution gefunden hat.

Wenn ich mich oben des Ausdrucks: Baretlitochter, bedient habe, ohne ihn zu erklären, so geschah es, um die Schilderung von Berns Müssiggang, seinen Quellen und Folgen nicht unterbrechen zu müssen. Hier aber muß nun dieser Ausdruck erklärt werden, damit die Nachwelt, wenn diese Schrift das Glück haben soll noch nach mir, oder wohl gar von der noch nicht gebohrnen Generation gelesen zu werden, es wisse, was dieses, dennzumal nicht mehr gekannte, Wort zu unsern Zeiten bedeutet habe.

Nun so vernehmet denn, Ihr meine lieben Enkelinnen! daß die Tochter eines Mitglieds des täglichen Raths, oder die eines Sechszehners, oder

die des Staatsschreibers, des Rathhausammanns, des Großweibels und des Gerichtschreibers, eine Baretlitochter hiesse. Doch ich muß mit Euch, die Ihr von unserer Art die, durch Tod oder Resignation oder auf andere Weise verledigten, Regierungsplätze wieder zu besetzen, nichts wisset, etwas weiter ausholen. Dieser Plätze waren, wenn die Regierung vollzählig war, 299. Gesetzlich mußte mit der Wiederbesetzung gewartet werden, bis 80 Plätze durch Tod verlediget waren; wozu, vielen Erfahrungen zufolge, ungefehr zehen Jahre erforderlich waren. Die verledigten Plätze nun wurden folgendermassen besetzt: Jeder Schultheiß durfte zwey Männer, (die regimentsfähige Bürger waren, und das gesetzliche Alter, nemlich das neun und zwanzigste Jahr, zurückgelegt hatten,) nahmsen, d. i. er durfte dem Wahlkollegium nur deklarieren, er wünsche, daß die,e befördert würden, so waren sie per se befördert. Dies hiesse bey uns: er giebt ihnen seine Nomination, oder das Baretli, weil der Wahlherr oder Nominator gewöhnlich dem von ihme Nominierten den Hut, welchen die zum grossen Rathe sich versammelnden Regierungsglieder als Unterscheidungszeichen trugen, und der das Baretli hiesse, zu schenken pflegte. Wegschenken durfte nun jeder Schultheiß zwey, jedes Glied des täglichen Raths einen; jeder der sechszehn Wahlmänner (die, je einer aus jeder der 12 Zünfte, ab den Vennerzünften zwey,

am Mittwoch vor Ostern aus dem grossen Rathe, aber nur aus der Classe der ausbedienten Landvögte durchs Loos erwählt wurden,) eine; und der Staatsschreiber, der Rathhausammann, der Gerichtschreiber und der Großweibel, vermuthlich weil sie in dieser Wahlversammlung abwarten mußten, auch eine Stelle. Aber wohlverstanden: nur wegschenken durften sie eine Stelle; das Verkaufen war eidlich, und bey Strafe der Entsetzung von Amt und Ehre verboten. Hatte nun ein solcher Nominator keinen Sohn, wohl aber eine Tochter oder Verwandtin, die er gerne wohl versorget, das hiesse: an ein Regierungsglied verheyrathet wissen mochte, so ließ er es nur laut werden, daß er dem, der diese Tochter heyrathen werde, seine Nomination geben würde; dann hieß diese Tochter von nun an eine Baretlitochter. Jetzt hatten alle Baretlilustigen Patricier nichts angelegentlicheres, als dieser Tochter den Hof zu machen, und bey derselben, jeder so gut ers verstand, beym Vater aber durch Familien- und Versorgungsgründe, um das Baretli zu buhlen. Minder war die Tochter eines sichern Nominators, z. B. eines Rathsherrn zu beklagen, die noch Zeit zum Auswählen hatte, als die des Sechszehners, die, weil das Loos mehr oder weniger immer unerwartet fiel, mehr nicht als höchstens 12 Stunden Zeit hatte, um unter den sich Meldenden den auszulesen, dessen Vorschläge ihr der Vater als die

annehmbarsten empfahle. Ein wahres Wunder ist es, daß bey dieser Methode der unglücklichen Heyrathen, und der ganz unwürdigen oder untüchtigen Regierungsglieder, nicht weit mehrere gefunden wurden. Unleugbar aber ist dies, daß diese Besetzungsmethode in die Länge beym gegenwärtigen Grade der Aufklärung auch darum nicht bestehen konnte, weil durch dieselbe dem Wahlcorps alle Macht genommen war, zu 47 Nominationen nein zu sagen, wenn sich darunter auch die schlechtesten Leute von der Welt befunden hätten. Und hätte nur noch der Rest der verledigten Stellen mit aller Freyheit besetzt werden können! Allein da waren die Ansprüche theils der alten, theils der grossen, theils der kleinen Familien in Betrachtung zu ziehen, so daß keine zu viel und keine zu wenig bekomme. Es war die schwerste, kopfbrechendste Operation, das Tableau einer Burgernbesatzung so zu machen, daß, so viel möglich, jede Familie so viel Plätze erhalte, als sie nach der Zahl ihres Mannsstamms, und nach der ihrer Nominatoren und des Credits derselben zu erhalten hoffen, oder durch Drohungen, die Clienten ihrer Collegen zu verderben, ertrotzen konnte. Ich sage es noch einmal, es ist ein Wunder, daß es bey dieser so höchst widersinnigen, alle Arbeitsamkeit lähmenden, beynahe alles Verdienst ausschliessenden Methode, noch so viele nicht nur mittelmäßig gute, sondern treffliche Magistratspersonen, und so wenig

notorisch schlechte unter ihnen gab. Allein das ist richtig, daß bey der so sichtbar zunehmenden Immoralität der ganzen obern männlichen Classe, die Bilanz zum Nachtheil der Erstern und zu Gunsten der Letztern beträchtlich hätte steigen müssen, wenn diese Constitution noch ein halbes Jahrhundert so hätte fortdauern sollen.

Die Gerechtigkeit erfordert es, hier, da ich oben so aufrichtig vom Müßiggange einiger Regierungsglieder und ihrer Söhne gesprochen habe, auch des in der Bürgerschaft herrschenden Hanges zu diesem Laster nicht minder freymüthig zu erwähnen. Ueberall ertönte unter derselben die Klage: die Handwerke seyen zu Boden gedrukt, und man begünstige sichtbar den Fremden gegen den Bürger. Und doch vermochte es der Bürger, jeden Nachmittag schon frühe seine Werkstätte, seine Arbeiter, seinen Laden, seinen Haus zu verlassen und in den Leist, d. h. in eine geschlossene Gesellschaft zu gehen, wo immer etwas Geld verthan wurde, das, so wenig es auch auf einmal zu seyn schiene, doch am Ende des Jahres eine artige Summe auswarf. Fast die halbe Zeit des Jahres hindurch oder doch drey Viertel desselben, ward also nichts gearbeitet, und gieng für die erwerbende Bürgerschaft durch ihre eigene Schuld verlohren. Kein Wunder also, daß sowohl der, eine entgegengesezte Lebensweise befolgende, Bürger, als der viel simpler lebende Fremde, neben dem nur zwey Drittheile seiner Zeit

be-

benutzenden Bürger aufkame, alldieweil dieser sich auf irgend einen beabsichteten Posten, oder auf die reichen Unterstützungen seiner Zunft verlassend, langsam, oder desto schneller verarmte, je mehr er sich schon an Werktagen oder doch jeden Sonntag, mit Pferd und Wagen in den benachbarten Wirthshäusern herumtriebe.

Gleicher Müßiggang und gleiche Zerstreuung herrschte unter der weiblichen Bürgerklasse. Es war nichts seltenes, Frauen und Töchter zu finden, die nicht nur keine Suppe zu kochen, kein Feuer anzumachen, verstunden; sondern keinen Abend einzig zu Hause auszuhalten vermochten: Die jeden Tag entweder bey sich oder bey andern Gesellschaft haben; und, ja nicht arbeiten, sondern spielen mußten: Nichts seltenes, daß sie eine ordentliche Rechnung von den zu gebenden oder zu empfahenden Besuchen führten, weil sie oft schon mehrere Wochen oder Monate im voraus versprochen waren.

Wer sich nicht von diesem Strome wollte fortreissen lassen, ward ausgelacht; und zwar selbst von ihren eigenen Töchtern, die durch den Geist der Zeit angehauchet, ohne Unwillen keinen Abend bey ihren Müttern einzig zu Hause zubringen konnten. Die Zerstreuung der Töchter der Bürgerschaft war so arg, daß sie es an der Menge und Kostbarkeit ihrer Tanzpartheyen den Fürnehmsten und Reichsten beynahe gleich thaten, und dazu selbst der, sonst der Stille und Eingezogenheit gewiedmeten

Tage der heil. Zeit nicht mehr schonten. Man kann denken, wie wenig bey dieser Lebensart zum Nutzen des Hauses gearbeitet ward. Viel, sehr viel, wenn ihr dazu nöthige Putz den Vater nicht noch beträchtliche Summen kostete. Dieß war die Lebensart, der die Revolution ein zwar trauriges aber doch sehr nöthiges Ende gemacht hat.

Was Wunder, daß dieses Sittenverderbniß auch sogar die Classe der Diensten allgewaltig ergriffen hatte? Ihre Arbeit war beynahe nichts, oder sehr wenig; der Lohn hingegen so hoch als möglich. Der schlechtesten Untermagd mußten 20 Cr. wenigstens bezahlt werden, und ein gutes burgerliches Haus konnte unter 40 Cr. alle kleinen Gefälle mitgerechnet, keine ehrliche Magd bekommen. Ja es gab Mägde, freilich gute Köchinnen, deren Löhnung biß auf 10 Louisd'ors anstiege. Die Knechte wie die Mägde hatten ihre Societäten, die besuchen zu können, sie sich in ihrem Vertrag mit der Herrschaft ausdrucklich ausbedingten. Sobald dieselbe aus dem Hause war, waren auch sie entweder über alle Berge, oder arbeiteten bloß für sich; und so bald man etwas an dieser Aufführung zu tadeln sich erkühnte, so war eine trotzige Antwort, oder die Forderung ihres Abscheides, ganz gewiß zu erwarten; wobey man denn weiter nichts gewann, als den Umtausch einer Magd gegen eine andere, vielleicht schlechtere, die aber in eben dem Geiste sprach und handelte, von dem diese Bürgerklasse durchdrungen war.

Ich glaube nun, Berns Schilderung, wie es vor seinem Umsturz war, für vollendet ansehen zu können. Ueber das, was ich zu seinem Nachtheil gesagt habe, ist nach dem Geiste des Tages keine Entschuldigung nöthig. Betreffend aber das, was ich zu seinem Lobe gesagt habe, will ich hiermit den Leser ein für alle mal deutlich und bestimmt gewahrnet haben, hinter derselben keine, die jezige Verfassung beeinträchtigende, Absicht zu suchen. Es ist nichts als: Leichenrede beym Grabe des verstorbenen Landesregenten. Darf man doch selbst vor den Ohren eines neuen Königs seinem Vorfahren Gerechtigkeit wiederfahren lassen, warum sollten wir es nicht dörfen, um so da mehr da ja die Preßfreyheit wenigstens nicht verbieten wird, von seinem Nächsten neben dem Bösen auch all das Gute zu sagen, das man von ihm weiß. Es ist ja gar keine Gefahr böser Folgen dabey. Denn die alte Regierungsform ist so gut und so gewiß tod, als Friedrich Wilhelm tod ist, und ein auf ihr Grab hingelegter Kranz wird sie gewiß nicht von den Todten auferwecken. Die neue Einrichtung ist schon in dieser so kurzen Zeit so tief angewurzelt, und haltet an so starken Pfählen fest, daß kein Vernünftiger, kein Freund der Ruhe und des Vaterlands es wünschen kann, sie auf die Seite gesetzt und die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt zu sehen. Denn die neue hat ohnstreitig in vielen Rücksichten vor der alten die überwiegendsten Vorzüge,

wie nun aus der in meiner zweiten Abtheilung zu ziehenden Parallele zwischen Bern wie es war, und wie es ist, erhellen wird.

Bern, wie es ist:

Ehmals wurden seine Regenten durch einen, aus dem kleinen Rathe und XVI. durchs Loos gezogenen Gliedern des großen, bestehenden Ausschuß erwählt. Es ist so natürlich und so verzeihlich, daß sie die zu vergebenden Stellen ihren Söhnen und nahen Verwandten zu geben pflegten; daß ich ganz kek jeden brafen Mann fragen darf, ob er es an ihrem Platz nicht auch gethan hätte. Habe ich es doch in den Ur- und Wahlversammlungen nicht besser machen gesehen. Man half auch da seinen Freunden, ohne eben so haarscharf auf inneren Gehalt und Würdigkeit zu schauen. Indessen muß es doch unter der alten Regierung mit schlechten Wahlen der neuen Glieder so gar arg nicht gegangen seyn, sonst wäre das Land im Ganzen nicht so gut regiert worden. Ich gebe dem bittersten Tadler der alten Regierung den Auftrag, mir unter den Ao. 1795 erwählten, mehr als 9 schlechte und notorisch verwerfliche, Subjekte zu nennen; welches gerade der zehende Theil aller damals Gewählten ausmacht. O! eine Regierung, die aus neun zehend Theilen guten Beisitzern zusammengesezt ist, ist gewiß

noch nicht die schlechteste; und ich wünsche herzlich, daß diese Bilanz zu keinen Zeiten für unser Gemeinwesen nachtheiliger ausfallen möge.

Das aber wird selbst der größte Lobredner der alten Regierung nicht zu läugnen wagen; daß diese Erwählungsart in sich sehr fehlerhaft war, und daß sie, bey noch tiefer gesunkener Moralität der Wählenden, für das Land noch gefährlicher hätte werden können; weil nach der gesäzlichen, aber Jahrhunderte alten Uebung es selbst der höchsten Gewalt nicht erlaubt war, ein genamsetes noch so schlechtes Subjeckt auszuschiessen. Aber daß sie, wo sie freye Hände hatten, die Würdigsten, wo nicht allemal so doch meistens, den minder Würdigen vorzuziehen sichs zur Pflicht gemacht haben müssen, dieß beweiset besonders die letzte, in dieser Rücksicht höchst merkwürdige, Burgernbesatzung meines Bedunkens mehr denn keine andere.

Zugegeben also daß diese Erwählungsart in sich fehlerhaft, daß sie dem Geiste der Zeiten nicht mehr angemessen, daß sie eine Beiseitssetzung der Menschenrechte war, kraft welcher jedem, durch seine Talente sich zur Regierung fähig glaubenden, Staatsbürger der Zutritt zu den Staatsämtern unverwehrt bleiben soll; zugegeben, daß sie also eine Ungerechtigkeit der regimentsfähigen Bürger von Bern, gegen alle übrigen nicht regimentsfähigen Staatsbürger war; darf und kann es denn den letzt abgedankten Regierungsgliedern zum Verbrechen

angerechnet werden, daß sie sich zu einer Zeit nach dieser Methode haben erwählen lassen, wo das Volk, der natürliche Landesherr, noch mit keiner Silbe dawider protestierte? Oder man beweise eine einzige Ao. 1795 dawider eingegebene Adresse, deren ich allenfalls alle die, noch in den letzten Zeiten der alten Regierung so häufig eingelangten, und in der nemlichen Presse abgedruckten Adressen entgegen setzen könnte, die seither sich so hämische Seitenhiebe gegen die alte Regierung erlaubte. Wer sie deßwegen mit Koth wirft, weil sie sich nicht plötzlich beeilet hat, auf die erste Aufforderung ihre Stellen niederzulegen, den frage ich nur: ob er nicht auch Profeßionisten kenne, die von ihren Handwerks-Privilegien, die so wie alle Privilegia den Menschenrechten auch Hohn sprechen, ihren Mitbürgern zu liebe auch keines Haares breit weichen wollen? Und that die alte Regierung etwas anders, als diese thun? Wahrlich das heißt doch von Menschen zu viel gefordert, daß sie auf die Aufforderung einiger Wenigen, gegen die deutlich pronuncierte weit aus zahlreichere Mehrheit, die Zügel der Regierung sogleich hätten wegwerfen sollen, mit welcher der größte Theil ihres Volkes so ganz zufrieden zu seyn, ihr aufs feyerlichste versichert hatte! Wahrlich das heißt zu viel gefordert, daß alle diejenigen Glieder der alten Regierung, die seit so vielen Jahren dem Staate umsonst und auf blosse Hoffnung hin ge-

dienet, und indessen ihr eigen Vermögen zugesetzt hatten, auf einmal gutwillig auf alle diese Hoffnungen hätten Verzicht thun sollen! Wer das fordern kan, der hat gewiß nicht im Gebrauch, sich, ehe er andere verurtheilt, erst an ihre Stelle zu setzen. Und, hätten die alten und lang erfahrnen Räthe nur die erfahrnern und geübtern Staatsbürger gekannt, in deren Hände sie die Zügel der Regierung hätten übergeben können, ich wette, es hätten sich bey 80 gefunden, die dem ihnen so lieben Volke willig dies Opfer gebracht hätten. Doch was wollen wir uns länger an dem Paradenbette des verstorbenen Regenten verweilen.

An seiner Stelle steht nun der neue da; der nach ganz andern Prinzipien, nemlich vom Volke selber, erwählt ist. Denn das in Urversammlungen zusammen getrettene Volk hat — seine Wahlmänner und Munizipalität erwählt, und diese Wahlmänner haben ja die Volksrepräsentanten in beyde gesetzgebende Räthe, haben ihre Cantons- und Distriktgerichte gewählt, folglich sind alle diese Aemter und Stellen vom Volke selber besezt. Dieß scheint mir aber doch etwas zu rasch geschlossen zu seyn, denn nur der hundertste Mann ist Wahlmann. Daß nun dieser Wahlmann seine Stimme allemahl so geben werde, wie 50 Urversammlungs-Männer sie an seiner Stelle auch gegeben hätten; daß bey diesen Wahlmännern keine Mißgriffe, keine Rücksichten auf Forcht, Hoffnung

oder Freundschaft, keine Vorliebe zu ihrem Ort oder ihrer Landschaft unterlaufen möchte, daß man da seine Stimme so gewissenhaft allemal dem Würdigsten gebe, dies erfordert wahrlich mehr Glauben, als bey meiner Menschenkenntniß, mir wenigstens, möglich ist. Wenn aber auch hier Menschenfurcht oder Menschengunst mitunter laufen kan, was haben denn wir 99 von Hunderten bey dieser neuen Methode gewonnen? Doch den Vorzug muß man ihr lassen: daß durch sie der Würdigste wenigstens gewählt werden kann, welches zuvor nicht möglich war. Ja, und das hat auch die Wahl der Berner-Ursammlungen sattsam bewiesen, die, so wie sie mit wahrer Würde und Ordnung vor sich gegangen ist, auch zu großer Ehre des Gemeinsinnes aus, und was merkwürdig ist: meistens auf diejenigen Männer gefallen ist, welche schon bey der letzten Regimentsbesatzung in den großen Rath, zu ihrem größten Unglücke, wären erwählt worden, wenn Plätze genug ledig gewesen, und die Wählenden freye Hände gehabt hätten.

Der Vorzug kann also der neuen Besatzungs-Methode der Staatsämter nicht abgestritten werden, daß der würdige Mann, der fähige Kopf, wie er auch heisse, und wo im ganzen Lande er auch verburgert sey, zu allen Staatsämtern, keines ausgenommen, gewählt werden könne. Dies wird nun Gleichheit genannt, und ist wirklich eine wahre Wohlthat für das Land, wo sie eingeführt ist;

weil dadurch nicht nur mancher brafe und tüchtige Mann an seine Stelle kömmt, sondern auch, weil dadurch wie durch einen elektrischen Schlag, tausend gute Genien, die sonst nie erwachet wären, aufgewekt, und zum Fleiß und zur möglichsten Ausbildung ihrer Talente aufgemuntert werden müssen.

Aber so wie die gleiche Witterung, welche unsre Wiesen mit Futter, und unsre Aecker mit Getreide segnet, auch dem Wachsthum des Unkrauts und der Entwiklung des Ungeziefers günstiger als keine andere ist; so wird auch der Geist der Intrigue, der Hab- Herrsch- und Rachsucht durch die neue Methode mehr als durch keine andere begünstiget. Ist es nur erst einigen intriganten Köpfen gelungen, Partheyen zu stiften, und die Köpfe der übrigen zu erhitzen; so kann auch ein schlechter Mann, wenn er nur heftig, seiner Parthey zugethan, und der entgegengesezten gramm zu seyn scheint, waker auf die Oligarchen schimpfen, dem Volk schmeicheln kann und eine gute Stimme hat, gewiß seyn: dem stillern, gemäßigten, bescheidenen, obgleich weit tüchtigern und würdigern Manne vorgezogen zu werden; und was hat denn in diesem Falle das nach vollendeter Erwählung der Wahlmänner für ein ganzes Jahr nach Hause geschikte souveraine Volk bey dieser neuen Ordnung der Dinge gewonnen? Diese Wahlmänner mögen nun aus ihrem Mittel so unglüklich als möglich wählen, die Staatsämter und Tribunalien mit so untauglichen Sub-

jekten als möglich besetzen, das Volk mag mit diesen Wahlen so übel zufrieden seyn, als es immer will: es kann sie so wenig zur Rechenschaft ziehen, oder absetzen, oder bestrafen, als es dies unter der vorigen Regierung thun konnte, wo es doch jedem in seinen Rechten sich gekränkt Glaubenden, constitutionsmäßig erlaubt war, jedes Regierungsglied oder Tribunal, das ihm Unrecht gethan hatte, bey dem höchsten Gewalt zu verklagen. Aber nun, da das Volk die höchste Gewalt ist, bey wem soll es sich beklagen? So lange also die jezt constitutionellen Stellen und Tribunalien mit größtentheils klugen und guten Männern besezt sind, wird es recht gut, und vielleicht besser gehen als zuvor; ob aber das von lauter neuen Menschen zu erwarten sey, stehet dahin. Wo nicht, so muß es constitutionsmäßig viel schlechter gehen als zuvor. Dies will ich nur im allgemeinen gesagt haben; denn ich bezeuge eben so aufrichtig, daß die in den ersten Urversammlungen getroffenen Wahlen im Ganzen so ausserordentlich glüklich ausgefallen sind, daß ich keines andern als dieses Beweises sowohl von dem, noch unter uns herrschenden guten Gemeinsinne, als von der noch immer, ohngeacht alles Anscheines von Verlassenheit, väterlich über uns waltenden Vorsehung, bedarf als dieses. Also: wir werden jezt nicht mehr von 299 aus 76 Familien, sondern von einer weit größeren Zahl, durch unsere Wahlmänner aus dem ganzen Lande erwählter

Männer regiert. Die Hauptsache war und ist in beiden Wählungsmethoden die nemliche: daß lauter tüchtige und gute Männer gewählt werden sollten, welches aber bey einer größern Anzahl zu wählender weit weniger als bey einer kleinern zu hoffen ist.

Ein anderer Vorzug der neuen Constitution ist ferners dieser: daß die Regierungsgeschäfte mehr vertheilet sind, auf Männer, die der Sachen die sie beurtheilen oder regieren sollen, wenigstens kundig seyn können; und daß nicht zu viele Geschäfte, und nicht zu viele Gewalt auf den Schultern eines einzigen liegen. Was zuvor einem einzigen Landvogt oblage, das ist nun unter so viele Munizipalitäten und Distriktsgerichte vertheilet, und kann nun auch darum besser besorget werden, weil die Richter derselben sowohl die Personen als die Sachen, über welche sie richten müssen, ganz genau kennen, und sich nicht wie der Landvogt, erst bey ihren Unterbeamteten, oft irrig genug, um Rath Bericht und Wegweisung umsehen müssen. Freylich soll der Richter die Personen nicht ansehen, und nur die Sache beurtheilen. Aber die Kenntniß der erstern hilft doch oft erstaunlich viel zur bessern Einsicht der leztern, und mancher schlechte Mensch hätte sich nicht beim Landvogte beklagen oder anmelden dörfen, wenn er nicht entweder gehoffet hätte, demselben wegen der Größe seines Amts gänzlich unbekannt zu seyn, oder wenn er

nicht der Unterstützung eines, das Ohr des Landvogts besitzenden, Unterbeamteten versichert gewesen wäre. Nun, dies kann zwar bey der neuen Ordnung der Dinge nicht widerfahren, aber an dessen Platz etwas anders, von dem es sich noch fragen liesse, ob es weniger schlimm als jenes sey; nemlich:

Vieles wird durch die Municipalitäten, vieles durch die Distriktsgerichte besorget. Da ist jeder dem Andern aufs Haar bekannt; jeder weiß genau die ganze Lebensgeschichte des Andern; weiß, wo er ihm am empfindlichsten wehe thun kann. — Jeder wird also den Andern entweder möglichst schonen; wird alles, was er will, genehmigen und unterstützen; oder, wenn es Feinde sind, so wird jeder dem Andern widersprechen, alle Maßregeln des Andern hemmen oder durchkreuzen; Gunst oder Ungunst, Verwandtschaft, Gevatterschaft oder Privathaß werden ihren constitutionellen Spielraum so gut als möglich benutzen: die Bestrafungen werden erschweret, die Gerechtigkeitspflege gehemmet, die Umtriebe gehäufet werden; und dies am häufigsten, wenn ein Städter gegen einen Landbürger zu stehen kömmt, oder ein Fremder gegen einen Angehörigen ihres Dorfes. Ein Wunder wäre es allerdings, wenn bey gerichtlichen Betreibungen, bey Scheltungen und Freveln, bey Paternitätsanklagen, bey Ehescheidigungen u. dergl., sich diese ohne Aufsicht befindenden, von keinem unpartheyi-

schen Beysitzer mehr geleiteten, Richter so ganz von allen Rücksichten auf Verwandtschaft, Freundschaft und Nachbarschaft losmachen, und eine so unpartheyisch-strenge Gerechtigkeit administrieren würden, wie es von einem ausser allen diesen Rücksichten stehenden Richter zu erwarten wäre. Ich wünsche, daß der oben angegebene Vorzug der neuen Einrichtung ohne den Nachtheil, den sie nach sich ziehen könnte, möge erreicht werden.

Ein anderer Vortheil der Revolution ist die Demüthigung der ehemaligen stolzen Regierungsglieder, die jetzt aller ihrer Gewalt und aller ihrer Würden beraubet, in den Stand blosser gemeiner Bürger zurückgeworfen sind; so wie die Demüthigung ihrer vielleicht noch stolzern Frauen, Töchter, Söhne, und fast aller ihrer Namensverwandten.

Daß es nicht edel sey, auf Todte zu schelten, giebt jeder zu; und niemand befolgt diesen Grundsatz lieber als ich. Aber was wahr ist, darf doch ohne Bitterkeit gesagt werden: die sogenannten Vornehmen machten es darinn etwas arg. Zwar nicht alle; denn es gab selbst unter den obersten Beamteten und Magistratspersonen solche, die keinem Bauer noch Bürger einen Gegengruß schuldig blieben, so wie ihre Frauen und Töchter sich nicht zu vornehm dünkten, auch da noch, wo sie wirklich aller ihrer Aemter und Würden beraubet waren, Krankenwärterinnen in der Insel

zu seyn. Aber man muß auch zugeben, daß es Regierungsglieder und Verwandte derselben gab, die dem, sie ehrerbietig Grüssenden, starr ins Gesicht sehen konnten, ohne sich im mindesten zur Erwiederung ihres Grusses in Kosten zu setzen. Es waren überdies gewisse Redensarten im Umlauf, welche für die andern nichts weniger als schmeichelhaft waren; wie z. B. von Familie seyn, von Rang, von guter Familie; vornehm, gemein, ein gemeiner Bürger, nur ein Bürger; eine gute alte, eine neue Familie, u. s. w. Dieser Stolz auf seinen, im Regimentsverzeichnisse stehenden Geschlechtsnamen, erstreckte sich auch auf das entfernteste Glied dieser Familie, das sich darum mehr als die draussen befindlichen einzubilden pflegte; und je jünger und kindischer dieser Sprößling einer edeln Familie noch war, desto stolzer pflegte er auch gewöhnlich zu seyn; obschon ihnen vieles für Stolz mag aufgenommen worden seyn, das im Grunde nur Grobheit war, die man aber so fein erzogenen jungen Leuten nicht zutrauen durfte. Daher der Irrthum.

Sie mögen es also nicht übel nehmen, daß viele, eben nicht sehr Edeldenkende, ihnen diese Demüthigung gönnen, und ihren ehemaligen Stolz durch empfindliche Kränkungen vergelten. Aber daß man nun den Unschuldigen mit dem Schuldigen straft; daß man sich, thöricht genug! darüber freuen kann, daß sie nun um ein Beträchtliches ärmer gewor-

den seyen, gerade als wenn wir um eben soviel reicher geworden wären; sich freut, daß sie nun nichts mehr zu bedeuten und zu befehlen hätten; und daß man sie nun ganz ungestraft hohnnecken könne. Pfui der Schande! Haben sie dies durch ihre, bey all' ihrem Stolze dennoch sehr gute und weise Regierung, durch den Flor, in welchem sie bey ihrem Abtreten ihr Land hinterlassen haben, und durch ihre, auf viele Tausende herabgeflossenen Wohlthaten verdient? Ihr Stolz kränkte doch im Grunde nur den, der selber stolz war; der Bescheidene, Anmassungslose fühlte ihn entweder gär nicht, oder empfand ihn doch nicht groß.

Zudem scheint es mir allerdings, als wenn Stolz von Gewalt und Würde so unzertrennlich wäre, wie Schatte von Licht. Vielleicht irre ich, aber mich dünkt, als liesse sich bey einigen neuen Regierungsmännern schon so etwas, so eine gewisse Ungelenkigkeit des rechten Arms, des Rückens und des Halses bemerken; welches aber auch blosser Rhümatißmus seyn kann. Sollte aber sowohl die Erscheinung selbst, als die erstere Erklärung derselben ihre Richtigkeit haben, so müßte doch dies den alten Regierungsgliedern, die nach Jahren erst, vielleicht ihnen selbst unbewußt, nach und nach dieses stolze Aeusserliche an sich genommen hatten, zu einer mächtigen Entschuldigung, so wie den neuen zur Warnung dienen, sich vor dieser so schwer zu vermeidenden Schwachheit besser als

jene in Acht zu nehmen, damit nicht auch ihnen einst, wenn sie Verfassungsmäßig in den Stand blosser Bürger zurücktreten, mit gleichem Maasse gemessen werde.

Um das, was über Bern, wie es ist, noch zu sagen übrig bleibt, ins Kurze zusammenzufassen, so muß hier offen und frey eingestanden werden, daß sich Bern bey dieser Revolution meisterhaft gut betragen habe.

Die alte Regierung doch wohl nicht? Und warum nicht? Daß die sich so lange als möglich gewehret hat, sich selbst abzudanken, war in der Natur der Dinge gegründet; und, wir mögen uns jetzt darüber Illusion machen, so viel und so lange wir wollen, wir hätten es nicht besser gemacht. Aber ob wir auch wie sie, sobald einmal dieser Schritt geschehen war, so ganz tod geblieben wären, so ganz kein Zeichen des Lebens mehr von uns gegeben, uns so durchaus leidend verhalten, so uns in diese neue, ungewohnte Lage gefüget, alle Beschuldigungen von Tyrannie, von Bedrückung auch wie sie, Gott und der Zeit überlassen, die neue Regierung auch nicht im allergeringsten weder gehemmet noch getadelt, ihren Befehlen so genau und schnell gehorchet, ihr sogar, wo sie es immer begehrte, unentgeldlich mit Rath und That beigestanden hätten, ohne die geringste Empfindlichkeit zu zeigen, ohne das, auch nur leiseste, Bestreben, die alte Ordnung, wo nicht

ganz

ganz doch zum Theil, wieder einzuleiten, ohne sich, selbst im vertrautern Zirkel nicht, über ihr Schicksal zu beklagen; ob auch wir groß genug gewesen wären zu sprechen, was ich oft gehört zu haben bezeugen kann: Wir wollen gerne das Opfer davon seyn, wenns nur dem Lande dabey gut gehet. Liebe Mitbürger! die Hand aufs Herz: Hätten wir an ihrer Stelle auch so zu handeln vermocht? Diese Aufführung der alten Regierung war selbst für die Stifter der neuen so fremd und so unerwartet, daß sie lange nicht daran glauben konnten; und in dieser Stille eine, äusserst geheim und tief angelegte, Gegenrevolution witterten, bis sie durch längern und vertrautern Umgang mit den Gliedern der alten Regierung, die sie, in ihren Häusern wohnend, sehr genau zu beobachten alle Gelegenheit hatten, von der Realität dieses wahrhaft edeln und grossen Betragens überzeugt werden mußten. Auch scheinen sie alle ziemlich von ihren ehemaligen Begriffen über dieselben zurückgekommen zu seyn, und eben so viel Hochachtung gegen sie mit sich zu nehmen, als sie Vorurtheile und Unwillen gegen dieselben hieher gebracht hatten; auch war der Schluß nicht schwer zu ziehen: eine Regierung, über deren Fall selbst die trauern, die an ihre Stelle getreten sind; eine Regierung, deren Glieder nun als Privatpersonen frey und öffentlich herumgehen dörfen; denen jeder Wohldenkende, nach wie vor, die gleichen äusserlichen Zeichen

der Achtung erweist; wider die, ungeacht der uneingeschränktesten Preßfreyheit, ausser einigen sehr unbestimmten und unbedeutenden Seitenhieben, so wenig ist geschrieben worden; über deren Fall nur notorisch partheyische Leute in sehr geringer Anzahl sich freuen: daß eine solche Regierung unmöglich eine schlechte Regierung gewesen seyn könne.

Und doch sind eben diese Regierungsglieder noch immer nicht nur der Gegenstand des Hasses Vieler, besonders vieler Landleute, sondern sogar das unverhohlene Ziel ihrer Rach- und Mordsucht. Sie haben es gar kein Hehl, daß es mit den begangenen Mordthaten noch nicht genug sey, und daß sie nur auf gute Gelegenheit warten, an noch mehrern Andern, gewiß eben so Unschuldigen, zu Mördern zu werden. Grosser Gott! wie tief muß ein Volk gefallen seyn, wo Mehrere am lichten Tage vor einer Versammlung von wohl 30 Personen solche Aeusserungen sich erlauben dörfen! Es gehört zur Schilderung Berns, wie es ist, es der Nachwelt zu sagen: daß wir das unschuldige Opfer der Volkswuth sind, das mit einer fast unbegreiflichen, und nur aus geheimen fortdauernden Aufwicklungen erklärbaren Verblendung Verrätherey sucht, wo doch bloß Obergewalt auf der einen, und Unwissenheit, Unordnung und Feigheit auf der andern Seite das ganze Geheimniß unserer Niederlage aufzulösen mehr als hinreichend sind.

Daß Einverständniß mit dem Feinde, hie-

mit Verrätherey, irgendwo verborgen mitgewirkt habe, mag wohl nicht ganz unwahrscheinlich seyn; aber so verborgen doch uicht, daß es nicht einmal an Tag kommen wird; und bliebe es auch hier auf immer unentdeckt, o! so ist es doch Dem nicht verborgen, der alles ans Licht bringen, und jeden nach seinen Absichten richten wird.

Daß man aber die alte Regierung, die Einen die Ganze, die Andern nur einzelne Glieder derselben, des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldiget, ist doch der höchste Grad des Unsinns und der Raserey. Denn: wer ist abgesetzt worden, wer hat Amt, Würden, Einkommen, Ehre, Aussichten, grosse, auf künftige Einnahmen vorgeschossene, Summen verloren? Antwort: Die alte Regierung. Wer ist mit einer unerschwinglichen Contribution belegt worden? Antwort: Die alte Regierung. Wer hat den Zorn des Siegers am heftigsten erfahren? Die alte Regierung. Wen hat man zu allererst mit der übrigen Stadt entwaffnet? Die alte Regierung. Gegen wen ist man noch jetzt am meisten mißtrauisch? Gegen die alte Regierung. Wer ist am stärksten mit Einquartierung beladen worden? Wer hat seit mehr als drey Monaten beständig von wenigstens 6 bis 20 Mann im Hause? Antwort: Die Glieder der alten Regierung. Wäre das so, wenn sie das Land an den Sieger verrathen hätten? Würden sie sich nicht zum Lohne etwas, und zwar etwas recht Erkleckliches, ausbedun-

gen haben, z. E. Antheil am Schatz, Verschonung von Contribution, von Entwaffnung, von Einquartierungen? Würden sie sich so geduldig als Geissel haben wegführen, sich aus dem Schoosse ihrer Familien reissen, und in eine Citadelle haben einsperren lassen, wo es jeden täglich einen halben Louis d'or kostet, ohne über Verletzung des mit dem Sieger geschlossenen Traktates zu klagen? Geht man so mit Freunden um, die einer Armee das Eindringen ins Land erleichtert haben? Ist es denn so schwer, Beyspiele zu finden, wie ein Sieger gegen solche sich zu benehmen pflege? Und wo ist nur ein Schatte, nur die mindeste Spur einer solchen Verrätherey? Wer hat jemals nur den mindesten Beweis dafür angeführt oder anführen können? — Man hat uns verkauft! schreyt Einer dem Andern nach; — ja man hat uns verkauft, verrathen, auf die Schlachtbank geliefert! so heulet das Volk von Oberhasle bis ins freye Amt. Und wenn man frägt: Wer? Wie theuer? Wozu? Warum? Wie so? — so bekömmt man keine andere Antwort, als die: Und es ist doch wahr; man hat uns verkauft. Solchen Leuten ist nicht besser, als mit jenem sehr wahren Wort eines Kühers zu antworten: Eine Kuh, für die ich noch sechs Dublonen Nachgeld zahlen muß, daß man mir sie nur abnehme; und ein Volk, für das die alte Regierung noch um sechs Millionen als Abtretungspreis getellet wird, müssen beyde grundwenig werth seyn.

Schon dies: daß dieser unsinnige Wahn gegen eine kurz zuvor noch so geliebte Regierung so allgemein hat um sich greifen, und so schnell und so hartnäckig hat geglaubt werden können, ist mir unbegreiflich; es sey denn, daß Leute dahinter stecken, die es für ihre selbsteigene Sicherheit zuträglich fanden, diesen Wahn überall zu verbreiten. Aber daß er nun schon so lange, nach allem was seither vorgegangen ist, bey der beyspiellosen Strenge mit welcher der Sieger gegen die alten Regierungsglieder verfährt, fortdauern kann, dazu gehört entweder eine Dummheit oder eine Bosheit, deren Gleichen man gewiß in der ganzen Revolutionsgeschichte vergebens suchen wird, und der man den bernerschen, bisdahin für so ehrlich und gut gehaltenen, Landmann schlechterdings nicht fähig geglaubt hätte; wie viel weniger denn, daß sich jener rasende Wahn sogar nicht nur gegen alle Bürger von Bern, sondern sogar gegen alle städtisch gekleideten Menschen erstrecken könnte, deren Viele noch vor kurzem auf dem Lande von Bauern mit Worten angefallen, beschimpfet, und nur weil sie städtisch gekleidet waren, der Landesverrätherey angeklagt worden sind. Wahrlich, sie haben den Pranger der Publicität durch dieses Betragen nur zu wohl verdient.

So wie ich hier der alten, so muß ich auch gleich aufrichtig der n e u e n Regierung Gerechtigkeit widerfahren, und das Lob zukommen lassen,

das ihr gebührt. Jede minder Wohldenkende hätte ihre Gewalt schnell und schwer auf diejenigen fallen lassen, unter deren nun aufgehobener Herrschaft sie so lange gestanden hatten. Sie hingegen behandelte die alten Regierungsglieder mit der rührendsten Achtung und Schonung, und benutzte jeden Anlaß, ihnen ihre aufrichtige Theilnahme an ihrem harten Schicksale zu zeigen. Wo sie bey der Obergewalt für sie intercedieren konnte, da thate sie es, ohne sich vor den, ihnen oft sehr nahe stehenden, empfindlichen Ahndungen derselben zu fürchten. Selbst mit Gefahr, sich den Unwillen der Obergewalt zuzuziehen, nahm sie keinen Anstand, die brauchbarsten Männer der alten Regierung zu Rathe zu ziehen, und sie in Commißionen zu gebrauchen, in denen sie zuvor als gesetzliche Beysitzere gesessen hatten. Ja sie besassen sogar soviel Zutrauen zu denselben, einer ganz aus alten Regierungsgliedern bestehenden Commißion das delikate Geschäft aufzutragen: sich selbst und ihre ehemaligen Collegen um einen Theil ihres Vermögens zu bringen. Schöner als hiedurch konnte sich doch das Zutrauen der neuen Regierung gegen die alte nicht äussern. Aber der frappanteste Beweis für sie war doch immer das Verbot des Siegers: keines der alten Regierungsglieder in die neue zu wählen. Und ihre uneigennützige Vaterlandsliebe? Der Berner, der sonst bey jedem Amt immer erst zu fragen pflegte: Wie

viel trägt es ein? unterzog sich nun der, von der Wahlversammlung oder von den Wahlmännern ihm übertragenen Arbeit mit einem Gehorsam, mit einer Beharrlichkeit, mit einer Uneigennützigkeit, die gewiß seinem Charakter unsterbliche Ehre macht; verließ sein Comptoir, sein Gewerbe, sein Hauswesen; verlebte seinen ganzen Tag vom Morgen bis zum späten Abende auf dem Rathhause, in ihm ungewohnten, nichts weniger als angenehmen Geschäften, unter den drohendsten Gefahren, ohne die geringste Besoldung, ja sogar ohne alle Hoffnung weder auf ferne Entschädigungen in Geld, noch auf den Dank seiner Mitbürger, für die er sich so hingab; und das so glücklich, daß das Gemeinwesen, wenigstens bis jetzt, in möglichster Ruhe, Stille und klagloser Ordnung bestanden hat.

Ich will dieses Lob nicht ausschließlich von unserer braven, trefflichen Municipalität, sondern auch von den, zu Verwaltungs- und Cantongerichts-Beysitzern erwählten, Landbürgern verstanden wissen. Aus ihren Werkstätten und aus ihrem Landbau unerwartet wie durch Zaubergewalt in diesen politischen Strudel hineingeworfen, gleich Anfangs mit einem Chaos von ihnen durchaus fremden Geschäften überladen, zogen sie sich doch unbegreiflich glücklich heraus, organisierten sich selbst, vertheilten die Geschäfte unter sich, formierten die erforderlichen Commißionen, wählten sich Rathge-

ber; und das alles so gut, daß der stille Bewohner zu Stadt und Land bisdahin wie vorher bey seinem Eigenthum sicher geblieben ist, und alle nicht aufschieblichen Geschäfte auf eine Art abgethan worden sind, daß wenigstens keine laute Klage über irgend eine wichtige Versäumniß oder Ungerechtigkeit kundbar geworden ist. Wo ist ein stärkerer Beweis von dem gesunden Verstande und dem patriotischen Gemeinsinne des bessern Theils unserer Landleute möglich, als dieser!

Es wäre nicht zu entschuldigende Unbilligkeit, hier von dem Betragen der Berner Bürgerschaft und der übrigen Einwohner dieser Stadt zu schweigen. Was sonst überall in allen revolutionierten Städten wiederfahren ist, ist hier nicht wiederfahren. Kein Club der über die Staatsangelegenheiten *), vielleicht wild und hastig, deliberiert und die neuen Geschäftsführer gestört oder irre geführt hätte, kein Tageblatt, das ihre Verrichtungen getadelt, oder ihnen wie sie handeln sollten, vorzuschreiben sich herausgenommen hätte; keine Anschlagzetteln an den Mauern, kein Volksauflauf, keine unruhige Bewegungen, weder bey Tage noch bey Nacht, keine Privatrache, keine Parthey-nahmen, keine politische Verfolgungen derer die über das Schiksal der alten Regierung trauerten; keine ungeziemende Freudenbezeugungen ihrer Gegner!

So in der Stadt. Auf dem Lande führte man

*] Beynahe muß ich dies ausstreichen.

sich etwas weniger gut auf; die unbegreifliche, und allem gesunden Menschenverstand Hohnsprechende Volkswuth gegen alles was überhaupt städtisch gekleidet, oder gar von Beru, oder von der alten Regierung war, gieng Gott sey Dank! zum Theil vorüber, und nach wenig Wochen konnte man wiedrum ziemlich vor Beschimpfungen sicher vor der Stadt und auf dem Lande herum reisen, wie vorher; auch nahm unser Landvolk nach und nach seine alte Freundlichkeit wieder an. Mit jener Volksraserey verschwand auch die darmit verbundene, oder vielleicht nur hinter dieselbe versteckt gewesene, Plünderungswuth. Die Landhäuser blieben nun unerbrochen, und das Eigenthum gesichert wie vorher, obschon es nicht mehr durch Forcht vor Landvogt und Kerker im Zaume gehalten wurde. Auch die meisten sowohl Städter als Landbewohner, betrugen sich weit besser, als man es in Zeiten einer aufgelösten alten, und noch nicht befestigten neuen Regierung je hätte erwarten sollen.

Nicht um meinen Landsleuten ihr verdientes Lob zu schmählern, sondern bloß um gegen alle gerecht zu seyn, darf ich hier des Dankes nicht vergessen, den das Publikum für die öffentliche Ruhe, deren es genosse, dem französischen Militare schuldig ist, das sich, was sein Betragen in der Stadt anbetrift, gleich vom Augenblick seines Einzuges in dieselbe würklich über alles Erwarten gut betragen hat; welches so, wie überhaupt der dieser Na-

tion eigenen Ehrliebe, doch noch besonders der Humanität ihrer Befehlshaber und Offiziere, und ihrer treflichen Mannszucht zu verdanken ist.

Zur Schilderung Berns, wie es ist, und wie es sich in diesem traurigen und gefahrvollen Zeitpunkte betragen hat, gehört doch auch das Benehmen des weiblichen Geschlechts; dem hier öffentlich zur Steuer der Wahrheit das Zeugniß gebührt, sich mitten in den entscheidentsten Augenblicken mit einer unerschütterlichen Treue an ihre Männer und Kinder, mit einem ihr Geschlecht weit übertreffenden Muthe, gegen die oft ungestümen Soldaten mit einer Entschlossenheit voll wahrer weiblicher Würde, und da das Unglück einmahl geschehen war, mit einer viele Männer beschämenden Resignation, betragen, und in alle die Verläugnungen gefüget zu haben, welche unsere, auf einmahl so tief heruntergesetzte ökonomische Lage erforderte. Gleich sobald die Gefahr sich nahete, hörten alle öffentlichen Amüsements, alles Tanzen auf. Und seit unserm Unglück ist alle Spur unserer ehmaligen so zerstreuungsvollen Lebensart verschwunden. Unsere Frauen und Töchter bleiben zu Hause, arbeiten braf, sehen ihre nächsten Freunde ohne Kosten, kleiden sich simpel, schränken sich willig auf die Befriedigung der allereinfachsten Bedürfnisse ein, und haben sich mit einer würklich bewundrungswürdigen Gelassenheit in die von Obergewalt aus über ihr liebstes und kostbartes Haus-

geräthe verfügte, Hinwegnahme zu schicken gewußt.

Was die Geistlichen der Stadt Bern zu dieser den Umständen so ganz angemessenen Stimmung beygetragen haben mögen, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; wohl aber erfordert es die Gerechtigkeit, zu sagen was sie gethan haben, um diese Stimmung, so viel an ihnen war, hervorzubringen, und dieselbe in den Gemüthern fest zu halten. Daß ihre Stellung zwischen Mißvergnügten über die alte, und Mißvergnügten über die neue Ordnung der Dinge, zwischen unverholen Traurenden und heimlich sich Freuenden, und zwischen Spähern die darauf ausgiengen, ihnen etwas anzuhaben, äusserst delikat gewesen sey, läßt sich leicht begreifen. Es war schwer, klug und doch wahr; trostlich und doch nicht schmeichelnd, keinem anstößig und doch allen erbaulich zu seyn; von unserer Lage zu reden, ohne in Politik zu verfallen; und denen die eine Ursache sie anzuschwärzen suchten, keine Blösse zu geben. Sie hätten den Geist der Zeit gar nicht kennen müssen, um nicht zu wissen, wie willkommen jede Anklage gegen ihren Stand aufgenommen werden würde, und wie gern man Fehler eines einzigen auf das Ganze überzutragen pflege, um nicht in so kritischen Augenblicken sowohl in ihren öffentlichen Vorträgen, als im Privatumgange mit der möglichsten Klugheit zu Werke zu gehen, und

sich strenge inner den Gränzen ihres Amtes zu halten. Sie predigten Unterwerfung, Muth, Hoffnung, Ergebung; und wenn sie nichts zur Stille, zur Ordnung, zur Ruhe der Stadt beygetragen haben, so kann ihnen doch das Zeugniß nicht versagt werden, zu diesem lobenswürdigen Zwecke ihr möglichstes angewendet, und sich so, ohne jemanden wehe zu thun, um ihre Gemeinden verdient gemacht zu haben.

Auch unserer Dienstbotten soll billich hier nicht vergessen werden; denn viele derselben verdienen es durch die Treue, die sie in den gefahrvollsten Augenblicken an ihren Meisterleuten bewiesen haben; durch ihre Verschwiegenheit; durch ihre unermüdliche Standhaftigkeit bey der ansehnlichen Vermehrung ihrer Arbeiten und Sorgen, und durch den Ernst, mit dem viele derselben die Zudringlichkeiten der einquartierten Soldaten abzuweisen gewußt haben, daß ihrer hier mit Lobe gedacht werde. Auch haben es die französischen Soldaten und Offiziere gestanden, daß sie noch in keiner Stadt so viel Tugend und so viel Laster beym weiblichen Geschlechte gefunden hätten, wie hier. Dieses jedoch nur bey der alleruntersten Classe desselben, aber denn auch mit einer Scham- und Zügellosigkeit ohne Gleichen, über die sogar sie, die sich dessen doch so gewohnt seyen, hätten erstaunen müssen. Ich erstaune nicht darüber. Dies war bey der Menge deß, in der Stadt und um dieselbe schon vorher von die-

sem schändlichen Gewerbe sich nährenden Gesindels, bey der in dieser Classe herrschenden erbärmlichen Kinderzucht, bey der von der alten Regierung gegen dieses Laster bewiesenen Nachsicht, und bey dem Stocken alles, für die untern weiblichen Volksklassen sonst vorhandenen ehrbaren, Verdienstes, und bey den vielen sogleich nach Eroberung der Stadt abgeschaften weiblichen, meistens schlechten Dienstboten, sehr leicht zu erwarten.

Ich glaube nun meinen Lesern über Berns gegenwärtigen Zustand im 3ten und 4ten Monat nach seiner Eroberung keinen wesentlichen Zug schuldig geblieben zu seyn. Mein Urtheil, das eines Beobachters, unter dessen Augen dies alles vorgeht, ist mit wenigem dieses:

Die alte Regierung führt sich so auf, daß wer sie zuvor nicht liebte, nicht schätzte, nicht ehrte, ihr jetzt in ihrem Unglück diese Empfindungen nicht versagen kann. Und je mehr sie gedrükt wird, desto mehr wird auch die aus ihrem edeln Betragen entspringende Hochachtung gegen dieselbe, und die durch Mitleid erhöhete Anhänglichkeit, steigen.

Die Bürgerschaft ist größtentheils von ihren Vorurtheilen gegen dieselbe zurücke gekommen; indem ihr die Augen über die wahre Hergangenheit dieser ganzen Geschichte, und über die eigentlichen Absichten derselben aufzugehen anfangen. Ihr Benehmen im Ganzen, ihr gedultiges Tragen der allgemeinen Last, ihre Willigkeit sich zum gemeinen

Besten gebrauchen zu lassen, die kluge Mittelstrasse zwischen allzulauten, und jezt nichts mehr nüzenden Klagen über das Absterben einer Verfassung, in der sie so ruhig ihr Brodt gefunden hatten, und zwischen dem sonst bey Revolutionen so gewöhnlichen Sturm und Drang, verdient allerdings bekannt, und dem künftigen Geschichtschreiber aufbehalten zu werden, welcher die auch hierbey sich vorfindenden Ausnahmen schon aus andern Quellen zu schöpfen wissen wird.

Daß die neue Regierung das Zutrauen ihrer Mitbürger besitze, schliesse ich aus dem ruhigen Gange aller ihnen obliegenden Geschäfte; und der Sicherheit des Eigenthums und der Personen, vorzüglich aber daraus: daß gar kein Tadel, gar keine bedeutende Klage über dieselbe gehört wird.

Wie es auf dem Lande zugeht, ob die Municipalitäten ihre neue Gewalt wohl oder übel anwenden, wie der unter ihnen wohnende Städter, besonders der Berner, von denselben behandelt, ob der seine alte Obrigkeit noch liebende Mitbürger deßwegen gedrükt, ob die Armuth schutzlos vernachläßiget, werde; ob der keinen Oberrichter mehr fürchtende Reiche sein Dorf despotisiere; ob der Fremde in seinen Klagen abgewiesen, und in seinem Recht gegen den Mitbürger der Municipalen verkürzt, die Waysenrechnungen nur obenhin abgethan, den Vögten durch die Finger gesehen werde; ob die Beamteten einander schonen, förchten,

widerrechtlich schützen, weiß ich nicht, gehört auch, da ich nur über Bern schreibe, nicht zu meinem Zwecke.

Ich komme nun auf den schwersten und gefährlichsten Theil meiner Schrift, der meine Blicke in die Zukunft, der meine, auf die Kenntniß Berns und des Charakters seiner Einwohner, gegründete Hoffnungen und Besorgnisse enthalten und eine muthmaßliche Schilderung Berns liefern soll:

Wie es seyn wird.

Wenn es dem Mahler freysteht, nach Belieben den Anfang seines Gemäldes mit dem Vor- oder Hintergrunde zu machen: so muß es auch mir freystehen, die Schilderung von Berns künftigem Zustande entweder mit der nächsten oder entferntern Zeit anzufangen. Ich überlasse es der Scharfsichtigkeit des Lesers, zu bestimmen, welchen von beyden ich in den Vorgrund gestellet habe.

Wer Bern im Jahr 1797 gesehen hat, wird es denn schwerlich wiederum kennen. Die schönen Strassen um die Stadt werden übel unterhalten und vom Wasser ausgehölt, oder nur schlecht mit grobem Gesteine zugeworfen — die, ihre Zugänge auf allen Seiten verschönernden, Alleen werden wild verwachsen seyn, oder beträchtliche Lücken aufweisen; Bänke für die Spatzierenden werden keine mehr nöthig seyn, weil deren keine mehr,

ausgenommen am Ruhetage, dem ankommenden Wanderer begegnen werden. Bey seinem Eintritte in die Stadt wird er sich zwar noch an ihren Arkaden, den einzigen in ihrer Art, wieder erkennen; aber die darinn befindlichen schadhaften Stellen, die kothigten Strassen, und die mit Gras bewachsenen öffentlichen Plätze werden von ihrer Verlassenheit zeugen. Vergebens wird er nach den ehemals so glänzenden öffentlichen Gesellschaften fragen, und nicht verstanden, sondern auf die nächste Zunft gewiesen werden. Hier wird er sichs gefallen lassen müssen, sich mit den, Abends späte mit ihrer Pfeife bey einem Schoppen Wein da sich versammelnden Männern in Unterredung einzulassen, wenn er von Berns wahrem Zustande genauer als durch obige Anzeigen unterrichtet zu seyn wünscht.

Hier wird er nun vernehmen: daß diese ehemals so blühende und glückliche Stadt jetzt zwar arm, aber dagegen in anderm Betracht vielleicht glücklicher noch als in vorigen Zeiten sey; daß zwar die, zum Gemeinwesen der Stadt an sich, und zur allgemeinen Regierung Helvetiens überhaupt ihr auferlegten Abgaben schwer aufzubringen seyen; aber daß die Armuth an Geld sich wieder durch die, allemal damit verbundene Wohlfeilheit der Lebensmittel ersetze. — Frägt der Reisende nach ihrer jetzigen Regierung, so werden ihm seine Gesellschafter erzählen: wie im Anfang der

neuen

neuen Ordnung der Dinge die neuen Regenten grosse Mühe gehabt hätten, sich in die ihnen ganz ungewohnten Geschäfte zu finden; daß eben dies der Fall auch auf den Dörfern und in den Distrikten gewesen sey; daß daher die Sachen im Anfange nicht zum Besten gegangen, aber doch immer gegangen seyen, weil der gesündere Theil des Publikums, und hauptsächlich die alten Regierungsglieder, die Einen sich ganz still und bloß leidend verhalten, und der neuen Regierung auch nicht das Geringste in den Weg gelegt; die Andern aber sich, sobald es wieder erlaubt gewesen sey, eine Freude und eine Pflicht daraus gemacht hätten, ihren Mitbürgern ihre Einsichten zu leihen, und sich zu den Stellen der Verwaltung des nun um drey Viertheile kleiner gewordenen Cantons gebrauchen zu lassen; daß sie, die so ganz Neulinge in dieser Kunst gewesen seyen, durch dieser ihre Anweisungen belehret, endlich in den Stand gesetzt worden seyen, die Geschäfte zur allgemeinen Zufriedenheit zu verwalten; daß die Verwaltere ab dem Lande mit denen von der Stadt, und diese mit jenen ohne Groll, ohne Neid, ohne Mißtrauen, ganz brüderlich zum gemeinen Besten arbeiten; daß die Urversammlungen auf dem Lande jetzt lieber einen unter ihnen wohnenden Städter zu ihrem Wahlmanne zu erwählen pflegten, als einen Landmann; theils weil sie jetzt begreifen, daß man zum Regieren doch ein wenig studiert seyn müsse — theils

weil der ehrgeitzlose Landmann lieber seines Herdes warte, als bey schlechter Besoldung seine Zeit bey langwierigen Regierungsgeschäften, zum grossen Nachtheil seines Hauswesens, in der Stadt verderbe. Der Reisende wird nun ferner begierig seyn zu vernehmen, wie jetzt die Geschäfte und die Gewalt, welche die ehemaligen Landvögte ausübten, vertheilet seyen? Auf die erhaltene Antwort: daß die niedere Policey in den Händen der Dorfmunicipalitäten, die höhere aber in denen der Distriktsgerichten; die mindern Criminalfälle in denen der Cantonsgerichte, und die Todeswürdigen in denen des obersten Gerichtshofes liegen — wird er erstaunen, wenn ihm versichert wird, daß dennoch die Strafen weder partheyisch gelinde, noch leidenschaftlich strenge ausfallen, und daß diese unstudierten Leute in oft sehr verwickelten Fällen den rechten Fleck zu treffen wissen; weil Uebung Meister bilde, und die Revolution endlich ihre Kinder bis auf den Grad erzogen habe, daß sie der erhaltenen Freyheit, sich selbst zu regieren, sich würdig erzeigen. Daß die Municipalregierung der Stadt, oder vielmehr der Gemeinde Bern, sich unter allen andern auszeichne, das wird er darum gerne glauben, weil nicht nur sie, sondern auch die Verwaltungskammer und das Cantonsgericht aus den besten Köpfen der Stadt- und Landbürger, und Erstere noch größtentheils aus den jüngern Gliedern der abgedankten Regierung zusammengesetzt seyen, die

sich ohne alle Zudringlichkeit der von den Landbürgern verlassenen Stellen angenommen hätten. Zwar seye jetzt diese einst so blühende Hauptstadt eine verödete Landstadt geworden. Die ehemaligen regierenden Familien seyen theils aufs Land, theils ausser Landes gezogen; und niemand als wer beydes nicht vermochte, oder wen seine Begangenschaft an die Stadt binde, bewohne dieselbe. Die meisten Bürger besitzen nun Pflanzplätze auf der Stadtallment, und bearbeiten samt Frau und Töchtern dieselben selbst, und ohne fremde Hülfe, wie es auch in andern Landstädten üblich sey. Von Luxus in Kleidern oder Mobilien sey keine Rede mehr; auch nicht von Besuche geben, oder Spiel und Tanz, ausser in den noch übrig gebliebenen vier öffentlichen Gasthöfen, weil man genug zu thun habe, sich der Armuth zu erwehren. Zwar seyen seit der Revolution in einigen grossen öffentlichen Gebäuden, welche die Municipalität, damit sie nicht zu Grunde giengen, im Anfange umsonst hingeliehen habe, Fabriken angelegt worden, welche der arbeitenden Classe einen, obwohl nur kärglichen, Verdienst abwürfen; indessen sey das doch gut in den Stunden, welche der Landbau übrig lasse. Schade sey es, sagten diese Männer, für die schönen Häuser, die nun meistens nur halb oder zum dritten Theil bewohnt seyen, wodurch die reichsten Capitalisten, deren Hauptvermögen ehemals in einem oder mehrern Häusern bestanden

habe, in grosse Armuth versetzt worden seyen. Im Anfange der Revolution habe man zwar gehoffet, der Sitz der helvetischen Regierung würde nach Bern verlegt werden, um theils von den vielen und grossen Gebäuden dieser Stadt, von seiner Bibliothek, von seinen Archiven und Feuervesten Gewölbern, von seinen Casernen, und vorzüglich von seinen guten Köpfen Gebrauch zu machen; das hoffte man um so da mehr, weil man es von der Billigkeit der Brüdercantone hätte erwarten sollen, daß sie der Stadt, welche durch die Revolution am meisten gelitten, diese Vergütung, durch welche keiner andern etwas genommen worden wäre, würden zukommen lassen. Aber die gleiche Ungunst, welche Schuld war, daß man ihr, bey dem auf sie geschehenen Angriffe, von Seite der Verbündeten beyzustehen, so abgeneigt war, würkte auch hier. Bern ward abgemehret, und der Sitz der Regierung mit grossem Aufwand nach . . . . verlegt.

So unglücklich dieß, fuhren die Männer fort, auf einer Seite für uns war; so danken wir doch Gott dafür, daß es nicht geschehen ist; denn so sanken wir zwar in Armuth, aber auch in eine für uns sehr glükliche Niedrigkeit herab; die, Anfangs so häufigen politischen Stürme, die sich immer nach dem Hauptsitze hin wälzten, oder von ihm ausgiengen, gleiteten leicht an uns vorüber, — die Lebensmittel, die wir nicht selber pflanzen können, sind so

wohlfeil geworden, daß sie mit unsrer Armuth nun im behörigen Verhältnisse stehen; wir leben heimliger, freundschaftlicher, sehen uns hier alle Abende bey einem Glas Wein, und am Ruhetage besuchen sich unsere Weiber und Töchter mit weit mehr Genuß, weil es nur so selten geschieht.

Auf die Frage: Warum sie sich schon zwey mal des Ausdrucks: Ruhetag, statt Sonntag, bedient hätten, entstand unter diesen Männern auf einmal eine traurige Stille. Der einte sah düster vor sich hin, der andre zündete seine noch stark rauchende Pfeife am Lichte an, als wär sie erloschen; und der dritte goß sein schon volles Glas über, daß der Wein übern Tisch hinlief. Aber, liebe Männer! warum seyd ihr über meine Frage so betroffen? Herr! antwortete der älteste von ihnen, Sie haben da einen Fleck getroffen, der uns heftig schmerzt. Ach, wir haben keinen Sonntag mehr; wohl aber alle zehn Tage einen Ruhetag. So wards gebotten. Man hat die alten Nahmen der Monate mit neuen vertauscht, das Jahr fängt im Herbste sich an, der Monat hat 30 Tage, jedes Zehend von Tagen macht eine Woche. Aber mit dieser schönen geraden Zeitrechnung sind auch unsere schönen christlichen Feste und mit diesen, unsere Religionsübungen gänzlich zu Grunde gegangen. Wir haben keine Ostern, kein Pfingstfest, keine Weihnacht mehr. Unsere ehemaligen Lehrer haben sich, seit dem die Zehnten abgestellt und der Staat meist zu arm an Gelde ist

um alles was er an dessen Statt versprochen hat, bezahlen zu können, aus Mangel an hinlänglichem Einkommen, entfernet, zerstreuet; und die jungen haben sich auf etwas anders geworfen. Freylich giebt es noch hie und da im Lande Gemeinden, die aus ihrem Sack zusammen steuerten, die Kirche und das Pfarrhaus an sich kauften, und noch einen Prediger halten. Aber auch dies wird nur so lange währen, als wir Alten noch leben. Die Jungen wollen schon jetzt kein Geld dazu hergeben; sie sagen: Sie brauchen keinen Prediger, wohl aber Geld um die vielen Freyheitsabgaben bezahlen zu können. Wir Alten versammeln uns doch noch alle Dekadi in der einzigen Kirche, deren Chor man uns zu diesem Ende noch gelassen hat, und werden da von unserm alten, uns durch alle Verfolgungen hindurch treu geblieben, Pfarrer getröstet, und auf eine bessere Welt vorbereitet. Geläutet darf aber nicht mehr werden; sondern wir gehen still und traurig zur verabredeten Stunde zur Kirche, in der wir oft durch den vor derselben verübten Muthwillen junger Leute, in unserer Andacht gestört zu werden, uns müssen gefallen lassen. Bey der Geburt unserer Kinder, bey der Verheirathung unserer Töchter, bey der Begräbniß unserer Todten, darf die Religion sich nicht mehr zeigen. Wer nicht aus innerm Herzensbedürfniße noch an Gott denkt, und mit der Ewigkeit sich beschäftiget, wird durch nichts, durch gar nichts mehr, daran erinnert, oder

noch darauf aufmerksam gemacht, daß er nicht ein Thier, sondern ein zur Unsterblichkeit geschaffenes Wesen sey. Auch können wir unsere Söhne und Töchter nicht mehr bändigen. Es sind freylich Gesetze darüber da; aber wer wird auch ohne die äusserste Noth sein Kind öffentlich anklagen wollen? Es sind auch Feste dazu im Calender, die aber von unsern Kindern bloß zum Müßiggehen und zu ausgelassenen Freuden benutzt werden. In den Primarschulen darf auch nichts mehr von Gott gelehrt werden; und wollen wir sie zu Hause davon unterrichten, so finden wir in ihnen weder Sinn noch Lust dazu. Dies, Herr! ist unser religiöse Zustand. Politisch aufgeklärter sind wir allerdings seit der Revolution geworden. Man findet jetzt keinen Landbürger mehr, der nicht lesen und schreiben könnte; dies lernt man jetzt in den Landschulen sehr gut; auch rechnen; und was interessantes für den Landmann von der Gesetzgebung herauskömmt, das wird in den Schulen erklärt; auch lernt man die Kinder die Anfangsgründe der Naturlehre, wodurch denn eine Menge Vorurtheile und Aberglauben nach und nach verschwinden. Freylich kosten die Schulen jetzt den Gemeinden ein beträchtliches mehr, als unter der alten Regierung, die darinn ein ganz irriges Princip befolget hat, davon sie auch zum Theil das erste und größte Opfer geworden ist. So wie hingegen die neue Regierung das Opfer ihrer Hintansetzung aller Religion wer-

den wird. Denn, Herr! sie mögen darüber lachen, wenn sie wollen; es ist kein Aberglaube was im 5ten Gebotte stehet: Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird. Denn wo Vater und Mutter in Ehren gehalten werden, da ist Subordination, Ehrforcht gegen das Gesetz, nicht Zwangs- sondern moralischer Gehorsam; und dadurch nur wird ein Volk und seine Verfassung stark. Dazu aber gehört, wie uns nun die traurige Erfahrung gelehret hat, Religion; und die muß von Jugend auf gelernt werden, bevor der ihr bestimmte Platz im Herzen von schlechten Neigungen eingenommen ist. Wo aber Religion herrschen soll, da müssen Religionstage, Religionslehrer, und Religionsgebäude seyn. Die Lehrer müssen weder von den Gemeinden erwählt werden, noch von ihnen durch selbstbeliebige Besoldung abhängen. Sie sind Staatsdiener, und sollen vom Staate, dem sie durch Gründung, Erhaltung und Vermehrung der Moralität seiner Bürger eine Menge Soldaten, Gesetze und Strafen ersparen, wie billich auch so besoldet werden, daß ein Mann der sein ganzes Leben diesem Fache wiedmet, seine darauf gewendeten Vorschüsse wieder einbringen, mit seiner Familie ehrlich davon leben, und seine Kinder dabey erziehen kann. Aber so wie die Sachen jetzt stehen, versprechen wir uns für unsere Stadt und für das ganze Land nichts Gutes. Denn wenn einst wir Alten, bey der Religion und

durch die Religion Erzogenen, nicht mehr seyn werden, so ist es nicht schwer vorauszusehen, wie es denn kommen wird: Da wird der Listigste Meister seyn; wer am verwegensten sich über Recht und Gerechtigkeit wegsetzen, am gewissenlosesten lügen, verläumden, untergraben, durch Forcht oder Bestechungen sich Stimmen sammeln kann, wird befördert werden; wird die einträglichsten Stellen an sich reißen, andere an die Meistbietenden oder an seine Creaturen verkaufen oder vergeben, sich einen Anhang verschaffen, und unter dem Schutze desselben alle seine Lüste befriedigen; da wird denn deß Caballierens, deß Intriguierens und des Rebellierens kein Ende seyn. Gränzenlose Selbstsucht wird durch alle Glieder der ganzen Staatskette das einzige Gesetz, und das Gemeinbeste die Maske seyn, hinter welcher die größten Bedrückungen und Gewaltthaten ungestraft werden verübet werden. Sie mögen den Kopf schütteln wie Sie wollen, Herr! dies m u ß so kommen, und zwar unausbleiblich so kommen, wo keine Religion im Lande mehr ist. Nun wissen Sie, warum ihre Frage über den Ruhetag uns plötzlich so traurig gemacht hat.

Aber, liebe Männer! Warum stellet ihr denn die Religion, samt ihrer Ausübung in Schulen und Kirchen, nicht wieder her; dies hänget ja bloß von euch ab? O! gar nicht, Herr! Sehen sie: da sind schon so viele junge Leute in den Räthen und fürnehmsten Regierungsstellen, die ihr Inte=

resse dabey haben, daß keine Religion mehr unter uns sey; theils weil sie sie entweder nicht kennen, oder ihr aus guten Gründen herzlich gram sind; theils weil der Staat die, zur Besoldung der Religionslehrer ehmals gewiedmeten, Gelder, Zehnden und Güter an sich gezogen hat, die er nun wieder, zum Theil wenigstens, herausgeben, und zu dem Ende die Civilbesoldung verringern oder durch anderweitige Auflagen ersetzen müßte. Sie begreifen, daß diese alle der Wiedereinführung des Religions- und Kirchenwesens abgeneigt seyn müssen. Sie hüten sich aber wohl, das so gerade herauszusagen. Sie kommen besser zu ihrem Zwecke, wenn sie die gute Religion mit dem Aberglauben vermengen, heftig über Fanatismus schreyen, die Lehrer der Religion als Ruhestörer verläumden, ihren gefährlichen Einfluß auf die Gemüther übertreiben, ihren Nutzen läugnen oder herabwürdigen, und behaupten: daß der Staat mit den Meinungen über die unsichtbare Welt sich nicht befassen müsse. Aber warum denn nicht? Sollte denn der Staat bloß einem großen Fischteiche gleichen, der nur dazu da ist, uns Leckerbissen auf unsere Tafeln zu liefern, und zwar dem am meisten, der das Wasser am besten zu trüben, und denn am kunstmäßigsten darinn zu fischen versteht? Wenn wir aber darum zu einer Gesellschaft, die Staat heißt, verbunden sind, damit wir, bey sicherm Erwerb und Genuß unsers Eigenthums, ruhig und so viel diese Erde es zu-

läßt, getrost am obersten Zwecke unsers Daseyns, nemlich an unserer Besserung und an der Besserung und Beglückung Anderer arbeiten können; so ist es doch allerdings Pflicht unserer Stellvertreter, sich, freylich nicht mit allen und jeden Meinungen über die unsichtbare Welt, nicht mit ihrer Festsetzung und der despotischen Entscheidung über dieselben, aber mit der Aufrechthaltung und Verbreitung der Meinungen zu befassen, von welchen jeder Aufgeklärte es einzusehen vermag, daß dadurch die Ruhe des Staates nicht nur nicht gestört werden kann, sondern daß jeder der diese Meinungen unter seine ausgemachten Wahrheiten aufnimmt, und konsequent darnach handelt, ein ruhiger Bürger, ein williger Unterthan der Gesetze, ein guter Vater, Sohn, Gatte, ein gewissenhafter Beamteter, ein tapferer Vaterlandsvertheidiger, mit einem Wort: ein guter Mensch werden muß. Und dazu sollte der Staat keine Verpflichtung haben?

Die Männer standen nun auf, denn es fieng an dunkel zu werden, und man gieng jetzt in der Stadt wie auf dem Lande im Sommer schon beym Scheine der letzten Abenddämmerung zur Ruhe. Im Stehen sprach der einte, der zu der ganzen Sache sonst wenig gesprochen hatte: Ich danke Gott, daß ich alt bin; und bald für immer zur Ruhe gehen kann, denn so zu leben ist wahrlich keine Freude. Das wenige Gute, das noch unter uns ist, ist religioser Vorschlag von unserer Jugend, von unsern

Unterweisungen und Predigten her; wir möchten es gerne unsern Kindern hinterlassen, aber sie wollen es nicht. So sehen wir hinter uns ein Geschlecht von Heiden aufwachsen, die unter beständigem Trotzen auf Freyheit und Gleichheit alle Gerechtigkeit gegen die Pfleger ihrer Jugend unter die Füsse treten, und scheel dazu sehen, daß wir ihnen das Bißgen Erde, das wir noch besitzen, noch nicht zu räumen Anstalt machen wollen. O! wenn es ohne Sünde hätte geschehen können, so hätten mich meine Söhne schon längstens beerbet. Doch muß ichs bekennen, ich gehe mit schwerem Herzen zu Grabe, weil ich mir für mein liebes armes Vaterland von Gesetzgebern, Gewaltshabern, Richtern, Hausvätern, Kindern und Staatsbürgern ohne Religion nichts gutes versprechen, noch mich der traurigen Aussicht auf, in diesem Zustande unvermeidliche, innere Spaltungen, Gewaltthätigkeiten und Verbrechen aller Art erwehren, noch absehen kann: wie Religion, wenn sie einmal aus einem Lande ausgestossen ist, wiederum in dasselbe zurückkehren soll. Denn wer sollte sie zurück ruffen: Die Gesetzgeber? Die sie ausgestossen haben; die sie weder kennen noch lieben, und die weder bey eigener noch anderer Religion ihre Rechnung nicht finden würden. Das Volk? Das sich bey der Freyheit von allen den lästigen Verbotten und Gebotten der Religion so wohl befindet? Die wenigen noch übrigen religionsliebenden Staatsbürger?

Die würden sich ja nur dem Gelächter, wo nicht der Verfolgung der weit anders denkenden Mehrheit aussetzen, und müssen froh seyn, nur geduldet zu werden. Ich sehe also gar keine bessere Zukunft voraus, und weiß mir keinen Trost, als das Grab.

Die Männer waren schon weit weg, als es noch in den Ohren des Reisenden wiederhallte: Ich weiß mir keinen andern Trost, als das Grab. Lange dachte er nach, ob denn kein anderer als dieser sich finden liesse; aber nach langem Nachsinnen mußte er endlich bekennen: Den guten Einwohnern eines Landes, in welchem keine Religion mehr ist, bleibt würklich kein andrer Trost als das Grab.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müslin, David,

Bern wie es war, ist und seyn wird

S.l. 1798

Helv. 167
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453091-6
VD18 14399369-001